

Erinnerungen
aus dunklen Tagen.

Don Paul Berron.

Reich illustriert.

Herausgegeben von der Action Chrétienne en Orient
Graffenstaden bei Straßburg.
1929.

Vorwort.

Die Veröffentlichung dieser „Erinnerungen“ rechtfertigt sich gerade dadurch, daß es nicht bloß persönliche Erinnerungen sind. Der Rahmen, in dem sie geboten werden, ist nicht der einer privaten Lebensführung, sondern derjenige des Großen Krieges 1914—1918. Das Schicksal, um das es sich handelt, ist nicht das einer Einzelperson — ich hoffe, daß diese möglichst zurücktritt — sondern dasjenige einer ganzen Nation, der armenischen Nation, und es ist ein so ungeheuerliches Schicksal, daß von ihm immer, und immer wieder die Rede sein muß. Die Gesichtspunkte, unter denen das Berichtete betrachtet wird, sind ebenfalls nicht persönlicher Art; die Fragestellung ist vielmehr die, was die geschilderten Ereignisse für die Sache des Evangeliums und den Sieg des Reiches Gottes zu bedeuten haben. Das Büchlein möchte, und das nicht zuletzt, eine missionarische Schrift sein, die auf die gewaltige Auseinandersetzung zwischen Islam und Christentum hinweist, welche sich durch die Jahrhunderte hindurch gezogen und, wenn nicht alles trügt, in ein besonders bedeutsames Stadium getreten ist. Daß dabei nicht bloß von der blutigen, sondern auch von der geistigen Auseinandersetzung zwischen den beiden Religionen die Rede ist, werden die letzten Kapitel unserer Broschüre zeigen. Eine Ergänzung dazu gibt mein kleines Schriftchen „Nach den Christenverfolgungen im Orient“, im eigenen Verlag der Action Chrétienne en Orient, Graffenstaden-Strasbourg, erschienen.

Man könnte fragen, ob nicht schon genug über die armenische Frage geschrieben worden ist. Aber die obengenannten Gesichtspunkte scheinen mir die Herausgabe dieser anspruchslosen Schrift zu erlauben. Gewiß ist die armenische Frage genügend — vielen fast zum Ueberdruß — als eine politische Not und Katastrophalität bekannt; auch als eine Angelegenheit der Gerechtigkeit und der christlichen Barmherzigkeit kennt man sie; aber sie dürfte noch nicht genügend als eine Frage verstanden sein, die das Schicksal des gesamten Christentums im Orient und dessen von uns erhofften zukünftigen Sieg sehr nahe angeht.

Ein Wort über den Ort, der im Mittelpunkte des nachfolgenden Berichtes steht. **Aleppo**, die Hauptstadt des nördlichen Sy-

riens, ist von jeher ein Knotenpunkt der Karawanenstraßen gewesen und ist jetzt auch Kreuzungspunkt der Bagdadbahn und der Eisenbahn Aleppo-Damaskus. Die Stadt zählt etwa 250.000 Einwohner; diese Ziffer mag sie durch das Hinzukommen von gegen 40.000 armenischen Flüchtlingen erreicht haben. Die Lage Aleppos nahe der eigentlichen Türkei — heute führt die neue syrisch-türkische Grenze keine 50 Kilometer nördlich von Aleppo vorbei — hat diesen Ort zu einem für die deportierten Armenier während des Krieges und für die Flüchtlinge der Nachkriegszeit ganz besonders wichtigen Platz gemacht. Wie der Name Der-ez-Zor Vernichtung bedeutete, so war der Name Aleppo für viele Armenier gleichbedeutend mit Rettung, so manche auch dort noch von Elend und Tod erwartet wurden; es war wenigstens kein gewaltfamer Tod.

Heute ist Aleppo ein missionsstrategisch ungemein wichtiger Platz, nicht nur wegen seiner Lage im arabisch-türkischen Grenzgebiet, sondern besonders auch wegen der großen Zahl evangelischer Christen (ca. 5.000), die man dort zählt, und unter denen regstes geistliches Leben herrscht. Was dieser christliche Kern in einer so großen mohammedanischen Stadt und inmitten eines so wichtigen mohammedanischen Gebietes noch bedeuten kann, wird die Zukunft zeigen.

Da sich dieses Büchlein zunächst an den engeren Kreis der Freunde unserer elsässischen Orientmission wendet, von deren Entstehung es zu erzählen hat, glaubt es, auf besonderes Interesse in der näheren Heimat rechnen zu dürfen. Es soll mich aber herzlich freuen, wenn es auch über diesen Kreis hinaus Beachtung findet und der Sache des Herrn im Orient, wie derjenigen unserer armenischen Brüder, Freunde gewinnt.

Der mit den Geschehnissen im Orient unbekanntes Leser wird möglicherweise über manche Dinge anfänglich nicht im Klaren sein, wird aber im Laufe der Lektüre ein immer deutlicheres und geschlosseneres Bild von den Verhältnissen erhalten. Es hängt dies zusammen mit dem Charakter zwangloser Erinnerungen, der dem Büchlein gegeben ist und dem bewussten Verzicht auf systematische Anordnung. Auch eine erschöpfende Behandlung der angeschnittenen Probleme lag dem Verfasser fern. Vielleicht hat gerade auch diese zwanglose Art ihren Reiz und Wert.

1. Kapitel.

In Aleppo während der Deportationszeiten.

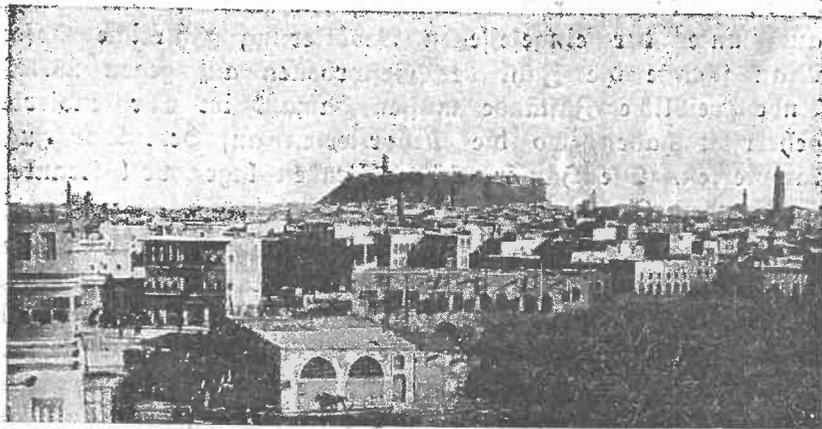
Als ich im Frühjahr 1916 zum erstenmale nach Aleppo kam, standen die Bewohner der Stadt noch ganz unter dem furchtbaren Eindruck der Deportationen, bei denen Zehntausende von Armeniern in jammervollem Zustande durch die Stadt getrieben worden waren. Eine verheerende Flecktyphusepidemie war damals ausgebrochen, namentlich unter diesen „Muhadschirs“ (Flüchtlingen). Sie forderte aber auch unter der eingeseffenen Bevölkerung zahlreiche Opfer. Man schätzte die Zahl der Gestorbenen auf gegen 25.000! Unbeschreibliche Zustände müssen damals im Christenviertel geherrscht haben, wo die Deportierten auf dem Durchzuge kampierten. Die Häuser, Höfe, Straßen lagen voll Kranker, Sterbender, Toter.

In jener Zeit war auch die Missionarin Beatrice Rohner von der Frankfurter Orientmission in Marasch nach Aleppo gekommen und erhielt von Djemal Pascha die Erlaubnis bezw. den Auftrag, Waisenhäuser zu errichten. Es war eine gewaltige, fast übergroße Arbeit, die ihr daraus erwuchs, von Gott sichtbar gesegnet. Zuletzt freilich wurde das schöne Werk wieder in schmerzlicher Weise dadurch vernichtet, daß die türkische Regierung die Kinder wegnahm und nach Anatolien in mohammedanische Waisenhäuser steckte. — Es entstanden später wieder andere Waisenhäuser; ich erinnere mich besonders an eines. In einem nicht allzu großen alten Schulgebäude, für höchstens 500 Kinder geeignet, waren in Wirklichkeit ca. 1800 Kinder zusammengepfercht. Auch sonst herrschten darin trostlose Zustände: kein Wasser im Hause für die vielen Kleinen. Zwar war ein Brunnen da, aber kein Seil noch Eimer, um das Wasser heraufzuziehen, und die Leitung hatte nicht einmal Geld, um es zu kaufen! Dank der Spende einer Straßburger Töchterchule, des heutigen Collegen Lucie Berger, konnte ich dieser Not abhelfen und auch andere Dienste erweisen, z. B. Holzlöffel anschaffen,

damit die Kinder ihre tägliche dünne Suppe nicht mehr mit den Händen zu schöpfen brauchten.

Groß war das Elend auf der Straße. Die zu vielen Tausenden nach der Stadt Aleppo geflüchteten Armenier fanden vielfach keinen Verdienst, auch herrschte eine ungeheuerliche Steuerung. Es gab damals nichts, das halbwegs billig und für arme Leute erschwinglich war! So waren viele von ihnen dem Hungertod in der Wüste nur entgangen, um am Ziele ihrer Hoffnungen zu verhungern!

Vor unserem Hause konnte man ergreifende Beweise dieses Elends beobachten. Tag für Tag umlagerten ausge-



Aleppo (mit Zitabelle).

hungerte Menschen das Haus und warteten auf den Augenblick, da die Abfallkisten hinausgeschüttet wurden. Sofort stürzten sich alle darüber her und durchwühlten den Schutt nach „Eßbarem“, wie Knochen, rohen Kohlstrünken, Melonenschalen und ähnlichen Dingen. Sonst pfl egten bloß die schmutzigen Straßenhunde sich so ihre Nahrung zu suchen. Hier waren es Menschen, die sich mit den Straßenhunden um diese armseligen Brocken stritten. Täglich war dies unser Schauspiel; sie gingen soweit, daß sie sogar nachts auf bloßem Boden vor dem Hause schliefen, nur um ihr Unrecht auf die bevorzugte Futterstelle nicht zu verlieren. Natürlich halfen wir diesen Aermsten, soweit wir konnten.

Leider kam es auch vor, daß der oder jener von ihnen morgens tot da lag. Man schätzte die Zahl derer, die damals täglich in Aleppo an Hunger starben, auf fünfzig bis achtzig Menschen. Bei Tagesanbruch durchfuhren Karren die Stadt und luden die Toten auf, die man auf der Straße oder sonst in ihren Schlupfwinkeln tot auffand. Nie werde ich Folgendes vergessen: Ich war eines Vormittags früh draußen im Freien vor der Stadt. Da kam solch ein Leichenkarren. Ich folgte ihm und sah zu, wie „bestattet“ wurde. Sieben Leichen lagen kreuz und quer im Wagen, Männer, Frauen und Kinder. Alle waren völlig der Kleider beraubt. Abscheulich war die Art, wie der Totengräber, ein etwa achtzehnjähriger arabischer Bursche, die Leichen zu Grab brachte: Er zerrte die Leichen eine nach der andern vom hohen Karren herunter, daß sie sich überschlagend auf die Erde fielen, und schleifte sie dann an einem Stricke auf dem Boden hin bis zu einer Grube. Es wäre widerlich gewesen, Tierkadaver so behandelt zu sehen. Und das geschah mit Menschenleibern, ausgemergelten, entsetzlich aussehenden Körpern, von denen jeder eine unendliche Leidensgeschichte erzählen konnte! Alle sieben Leichen kamen in ein Grab von etwa 80 cm Tiefe und 120 cm Breite. Es war natürlich flach voll, als alle darin lagen und der Totengräber begann, etwas Erde darüber zu werfen. Kein Wunder, wenn nachts die Hunde und Schakale kamen und die Leichen herauscharren. Tatsächlich lag einige Schritte entfernt ein frisch zernagter Kopf und Brustpanzer eines etwa sechzehnjährigen Menschen, den der Totengräber dann auch ins Grab dazu warf. — Nach einem Leben voll unsagbarer Qualen nicht einmal ein ehrliches Begräbniß. Armenierlos!

2. Kapitel.

Die Massakers von Der ez Zor.

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie die ersten Schreckensnachrichten von großen Missetaten armenischer Deportierter in Der ez Zor nach Aleppo drangen. Durch armenische Freunde machte ich später die Bekanntschaft eines Mannes, der diesem Blutbade entronnen war und genaueren Bericht

erstatten konnte. Es sei mir gestattet, denselben hier wiederzugeben.

Dighran — so hieß mein Gewährsmann, ein etwa dreißigjähriger Kaufmann — war mit einem Trupp von etwa hundert Familien von seinem Heimort, einer Stadt nördlich Aleppo, ausgetrieben worden. Es war wahrlich ein Leidensweg, den die Unglücklichen gingen, dem Euphrat zu! Alles Steppe oder Steinwüste; kein Wasser, kein Schatten, nur Sonnenglut tagaus, tagein! Dazu immer wieder auftauchende Araberhorden; jedesmal neues Erschrecken und Bangen und jedesmal dieselben Leiden: Mißhandlung, Aus-



Derwishkloster bei Aleppo (an der Straße nach dem Euphrat).

plünderung, Vergewaltigungen oder auch Raub der Frauen, Mädchen und Kinder. „Ich kann Ihnen das Alles nicht ausführlich schildern“, sagte D., „ich hätte allein hieran bis Mitternacht zu erzählen, und Sie würden es vielleicht gar nicht ertragen, alles anzuhören.“

Ohne Aleppo zu berühren, zogen die vertriebenen Scharen über Bab und gelangten bei Meskene an den Euphrat. Dort waren Boote zu haben, die sie gegen ein Goldstück pro Kopf sollten benutzen dürfen. Das schien eine Erleichterung, bedeutete aber eine neue Gefahr. Die armen Gehekten kannten die schon so oft geübte Praxis ihrer Feinde, sie auf

Boote zu bringen, mitten auf den Strom zu steuern und sie dann, in lebendige Bündel zusammengebunden, über Bord in die Fluten zu stürzen. Die Hälfte wählte trotzdem den Flußweg, teils weil einfach außerstande, noch weiter durch die Wüste zu wandern, teils weil schließlich das Ertränktwerden ein Geringes schien gegen die Leiden des Landweges. Sie taten auch gut daran; denn die Boote gelangten diesmal unverfehrt nach ihrem Bestimmungsorte, während die zu Lande Ziehenden noch besonders viel zu leiden hatten.

So waren sie denn in Der ez Zor. Es ist an sich ein liebliches Städtchen am alten Euphratstrom. Aber für die Armenier aller Zeiten wird dieser Name den allerschrecklichsten Klang haben. Gen Der ez Zor zu wurden die Hunderttausende getrieben; auf dem Wege dorthin fanden die meisten von ihnen auf tausend Weisen qualvollen Tod; von dort aus wurden die übrigen Scharen zumeist dann noch in den Tod geschickt. Man wußte es schließlich überall unter den Armeniern: Nach Der ez Zor verschickt werden, bedeutet, in den Tod geschickt werden.

Zwar erst schien es den dort Angelangten erträglicher gehen zu sollen. Ein Jahr lang hatten sie einen menschlich gesinnten Mutesfarif (türk. Präfecten) über sich, der ihnen ihr Los zu erleichtern suchte, soweit er nur konnte und durfte. 100.000—120.000 Köpfe zählte die Schar der Vertriebenen dort. Auch wenn die kleinste Zahl, die man mit 80.000 angegeben hat, richtiger sein sollte, muß es ein ungeheures Depörtiertenlager gewesen sein.

Nach einem Jahr wurde aber der gute Mutesfarif durch einen andern ersetzt. Zeki Bey nannte ihn mein Berichterstatter. Ein fürchtbarer Ruf ging ihm von Eberes, seinem früheren Wirkungskreise her, schon voraus. Dort habe er die Armenier mit grausamer Wollust verfolgt und gequält, ihnen z. B. Pferde-Hufeisen an die Füße nageln lassen u. dergl. Dieser kam nun als höchster Regierungsbeamter nach Der ez Zor! Das erste war, daß er die Auslieferung aller in arabischen Häusern verborgenen Armenier erzwang. Niemand sollte seinen Maßnahmen entgehen! Dann wurden die ganzen Scharen, die sich notdürftig ein wenig angesiedelt und eingerichtet hatten, auf das linke Euphratufer verpflanzt.

Angeblich geschah dies zu ihrem Wohle; sie sollten, hieß es, von dort aus in ihre Heimat zurückdürfen. Wenig stimmte indes hierzu der Umstand, daß vor der Verpflanzung an das andere Ufer plötzlich 200 der angesehensten Männer von den Türken gefangen gesetzt, dann erschossen und in den Euphrat geworfen wurden!

Nach etwa zwanzig Tagen fing man an, sie in Abständen von mehreren Tagen truppweise zu je 1000, 2000 oder auch noch mehr Köpfen weiter nach dem Innern zu deportieren. Etwa hundert türkische Gendarmen und zwei-



Arabisches Dorf bei Aleppo.

Hundert Escherkessen bildeten das Geleite. Zwei bis drei Tage lang wurde solch eine Gruppe in die Wüste hineingetrieben; dann wurde plötzlich Halt geboten. Nun trennte man erst die Männer von den Frauen und trieb die Ersteren ein Stück weiter. Dort folgte der zweite Akt: Sie wurden samt und sonders ausgezogen. (Ihre Kleider usw. waren der Mörderlohn für die Escherkessen!) Des weiteren wurden sie etwa zu vier und vier aneinander gebunden, und dann kam das letzte: Sie wurden auf einen Haufen zusammengetrieben,

von den bewaffneten Begleitern umstellt, und nun wurde so lange in die unglückseligen Scharen hineingefeuert, bis alle in ihrem Blute lagen.

Ähnlich, ja noch grauenhafter war das Schicksal der Frauen und Kinder. Denn waren die Männer erledigt, so kamen sie an die Reihe. Auch sie wurden alle erst ausgezogen und so weitergetrieben, auch sie an irgend einer geeigneten Stelle, etwa in einem Salkessel, umscharrt und zusammengedrängt. Jedesmal viele Hunderte! Und dann kam auch ihre Stunde! Rettungslos der tierischen, irrsinnigen Wildheit ihrer Henker preisgegeben, erlitten sie einen gräßlichen Tod. Die Munition ward als zu wertvoll für Frauen erklärt, und so wurden sie, unter Verübung der undenkbarsten Schrecklichkeiten, mit Messern und Schwertern niedergemehelt — abgeschlachtet! Bis schließlich nur noch ein breites Totenfeld voll entsetzlich zugerichteter, in ihrem Blute schwimmender Körper dalag! — So ging es einem Trupp nach dem andern! Wohl 100.000 (Hunderttausend!) Menschen wurden auf diese Weise in kurzer Zeit systematisch abgeschlachtet! — Das sind die berühmtesten Massakers von Der ez Zor.

Ich fragte Dighran, wie denn jene armen Menschen dies getragen, wie sie sich dabei verhalten hätten. Er erzählte, was einzelne Entronnene, etwa fälschlich Totgeglaubte, berichteten. Meist sei ja, sobald man merkte, die angstvoll erwartete Stunde sei nahe, ein großes Wehklagen ausgebrochen. Herzerreißende Augenblicke seien es auch immer gewesen, wenn die Männer von ihren Frauen und Familien losgerissen und gesondert in den Tod getrieben wurden. Vollends habe ein entsetzliches Jammergeschrei die Luft erfüllt und hätten sich die erschütterndsten Szenen abgespielt, wenn der Moment kam, da sich die blutgierigen Mörder auf die todgeweihte Schar stürzten und mit Messern und Schwertern unter ihnen wüteten. Es habe aber, gerade auch unter den Frauen, nicht an solchen gefehlt, die stark und still blieben. Diese hätten die andern getröstet und ihnen zugeprochen: „Haltet aus, seid getrost! Nur kurze Zeit noch und alles ist vorüber! Dann sind wir erlöst von allem Jammer und dürfen zur Seligkeit der Kinder Gottes eingehen!“ — Es sei auch vorgekommen, daß eine Schar Ana-

ben erst noch für einen Augenblick um Gnade baten, dann niederknieten und laut beteten, bis schließlich die unmenschlichen Henker auch über sie herfielen.

Die bisher erwähnten Massenabschlachtungen wurden von dem türkischen Präfekten nicht nur angeordnet, sondern vielfach auch persönlich geleitet, erzählte mein Gewährsmann. Der Muteffarif habe jeden Transport selber begleitet und sich gelegentlich am Gemetzel beteiligt. Einer seiner Gendarmen, den er zum Mitkommen gezwungen hatte, sei vor Grausen irrsinnig geworden. Aber dieser Teufel in Menschengestalt weidete sich an dem allem, ja erjann noch besondere Grau-



Hoffnungsvolle armenische Jugend.

samkeiten; so habe er einmal hunderte von Kindern mit Petroleum begießen und lebendig anzünden lassen. — An seinen Escherfessen hatte er bereitwillige Helfer. Sie gehörten zu den Eschetschen-Escherfessen, einem einst vom Kaukasus hergezogenen, jetzt in der Gegend von Ras-ul-Ein hausenden und als besonders wild bekannten Stamme. Von diesem Stamme war auch er und hatte sie sich darum eigens ausgesucht. Zu seiner Kennzeichnung erzählte mir D. noch Folgendes: Zeki Bey hatte ein kleines zehnjähriges Armenier-

mädchen in seinem Hause, das er an sich gern zu haben schien. Als er aber den Gendarmen und Soldaten den Befehl gab, alle Armenier, sogar die Kinder, aus den arabischen Häusern heraus zu holen, habe er, um zu zeigen, wie ausnahmslos er das durchgeführt haben wolle, vor ihren Augen jenes Kind an den Füßen gepackt und seinen Kopf auf dem Boden zerschmettert!!! — Auch habe er einmal etwa 800 Kinder in einen Chan, ein Gehöft, gesperrt und absichtlich darin verhungern lassen!!! — Das alles tat ein Mensch von 30—32 Jahren.

Es graut uns in tiefster Seele vor solcher Offenbarung höllischer Grausamkeit. Eines aber muß gesagt werden: Wenn die türkische Regierung den vorherigen armenierfreundlichen Muteffarif abgesetzt und an seine Stelle solch ein Ungeheuer zum obersten Regierungsbeamten jenes Bezirkes ernannt hat, so ist das ein trauriger Beweis dafür, daß sie selber von oben herab die blutige Ausrottung der Armenier gewollt hat. Auch soll Zeki Bey nach der prompten Erledigung seines Auftrages auf einen höheren Posten befördert worden sein. So wenigstens erklärte Dighran zu wissen. — Bei allem übrigens, was dieser berichtete, machte er den Eindruck eines ruhigen, besonnenen Menschen. Es fehlte jede Spur der sonstigen orientalischen Ueberschwenglichkeit; im Gegenteil, ich habe immer noch vor mir die seltsam starre Weise, in der er das herzerreißende Schicksal seiner Volksgenossen schilderte. Zuweilen, wenn er das Furchtbarste erwähnte, kam ein schauerliches Lachen aus seinem Munde, das erst recht ins Herz schnitt. Ein Wort noch über seine Rettung:

Dighran gehörte zum letzten Trupp, der abtransportiert wurde. Sie hatten inzwischen längst herausbekommen, was den anderen widerfahren war. Auch das Schicksal der unmittelbar vor ihnen abgeführten Truppe war ihnen bekannt. Man hatte diese, etwa 500 vornehmere Familien, nach dem Orte Scheddadije gebracht, als sollten sie sich dort niederlassen; dann aber wurden sie alle in ihren Zelten niedergemacht. Diesen letzten Trupp führte man wieder einen anderen Weg, nämlich nach Es-Saouar. Auch ihnen sagte

man, sie dürften sich da niederlassen, wofür sie 2000 Pfund in Gold zahlen sollten. Sie brachten unter ihrer etwa tausendköpfigen Schar tatsächlich die Summe zusammen, die letzten



Dorfaraber aus der Gegend Aleppo.

verborgensten Goldstücke hervorholend. Auch unterschrieben sie befehlsgemäß, daß sie das Geld aus freien Stücken für den türkischen roten Halbmond stifteten. Trotz allem wagten sie nicht recht, an ihre Rettung zu glauben. Schließlich wurden sie dann richtig von Es-Saouar fortgetrieben, wieder

in die Wüste hinein. Bald kamen sie an Stätten, an denen frühere Transporte massakriert worden waren. Zweimal berührten sie Plätze mit je etwa 300 nackten Männerleichen. Einmal kamen sie durch ein kleines Tal, in dem das Blut vier Finger hoch gestanden haben soll. Die Mezelei hatte oben am Eingang vom Tal stattgefunden, und das Blut war regelrecht als ein Bach talabwärts geflossen. Man kann sich denken, wie den unglücklichen Todesopfern zumute war. Zudem trafen sie einen Araber, der ihnen verriet, sie würden anderen Tags an die Stelle kommen, wo ihre Abschachtung stattfinden sollte.

Jetzt wurde es höchste Zeit für Dighran und seine Gefährten. Sie trugen nämlich seit zwei Tagen zu sieben den Plan mit sich, einen Fluchtversuch zu wagen. Sie wählten dazu nun die Abendstunde. Da pflegten die Transportierten dürres Steppengras und trockene Disteln zu lesen, um Feuer zu machen. Die sieben Verschworenen beteiligten sich diesmal besonders eifrig daran, entfernten sich gebückt und scheinbar Gras raufend mehr und immer mehr vom großen Haufen. Als sie weit genug waren, warfen sie sich platt auf den Boden und krochen fort. Die zunehmende Dunkelheit förderte ihren Plan. Vollends war es günstig, daß die Escherkessen, wie sie richtig berechnet hatten, sich gerade ans Essen machten und darum weniger scharf aufpaßten. So gelang es ihnen tatsächlich, unbemerkt zu entkommen.

Damit war freilich noch nicht alles gewonnen; sie hatten zwar einen Kompaß bei sich, auch etwas Wasser und Brot, aber sie waren weit in der Wüste drin, und den wenigen menschlichen Ansiedlungen, wo nur feindlich gesinnte Muhammedaner hausten, mußten sie aus dem Wege gehen. Fünf Tage irrten sie umher; sie waren zu Tode erschöpft; noch schlimmer: ihr Wasser war zu Ende. Und nicht nur das: zwei von ihnen lagen fiebernd darnieder, und sie mußten einen qualvollen Tag zusehen, bis die Kranken wieder mitkonnten. Endlich näherten sich größere Anhöhen; das schien auf den Euphratlauf zu deuten. Mit letzter Kraft stieg Dighran hinauf. Welch eine Erlösung! Der Euphrat lag vor seinen Augen. So gab es denn wieder Wasser für

die völlig verschmachteten Flüchtlinge. Allein, nach drei Stunden kam ein neuer Schrecken: sie stießen plötzlich auf Araber. Sofort fielen diese über sie her, schenkten ihnen aber schließlich das Leben und begnügten sich damit, sie sämtlicher Kleider zu berauben. Naht entkamen sie dann, aber wie sollten sie nun vollends sich durchschlagen? Es blieb ihnen nur eines übrig: Als sie an das nächste Araberdorf kamen, umgingen sie es nicht wie sonst, sondern wollten versuchen, dort Arbeit zu finden, um so wieder zu Nahrung und Kleidern zu kommen. Sie wurden aber nicht nur von den Hunden übel angefallen, sondern auch von den Dorfleuten grausam geprügelt. Schließlich gelang es vieren, darunter D., im Dorf in Dienst genommen zu werden. Die drei anderen mußten weiter; man hat nie wieder von ihnen gehört.

Dighran glückte es später, in arabischer Verkleidung zu entkommen und nach Aleppo zu gelangen, als einer der ganz wenigen, die den schauerlichsten aller Massaker, denen zu Der ez Zor, entronnen sind.

3. Kapitel.

Seelische Leiden.

Auch wenn die Armenier nicht gerade verschmachtend durch die Steppe getrieben wurden, nicht persönlich unter dem Mordmesser bluteten, gab es Leiden, die keinem erspart blieben: die seelischen Leiden!

Vermutlich haben unsere Leser die bisherigen Berichte über die geschehenen Greuel nur mit tiefster Erschütterung lesen können. Man stelle sich das Empfinden der Armenier selber vor, auch solcher, die persönlich gesichert lebten, aber täglich neue gräßliche Nachrichten über das Schicksal ihrer Volksgenossen empfangen. Außerlich mußten sie in gutem Einvernehmen mit den Türken leben, während sie irgendwo in der Wüste ihre Brüder und Schwestern namenlos leidend und von türkischen Schergen grausam hingemordet wußten! Wirklich oft ihre nächsten Verwandten! Herzerreißend sind ja die Verheerungen, welche durch die Familien hindurch-

gehen. Ich frage z. B. meinen ersten armenischen Diener, den ich hatte, einen vierzehnjährigen Jungen: „Wo ist dein Vater?“ — „Umgebracht!“ — „Wo ist deine Mutter?“ — „Umgekommen!“ — „Hast du Geschwister?“ — „Ich hatte fünf.“ — „Wo sind sie?“ — „Alle, bis auf das kleinste Brüderchen, in der Wüste umgekommen!“ — Will man sich wundern, wenn solch armer Junge in seinem Gefühlslieben und Nervensystem völlig zerrüttet und auch in seiner moralischen Willenskraft schwer geschädigt ist? Zumal sein Jammer noch dadurch voll wurde, daß sein letztes Brüderchen eines Tages beim Spielen auf einem flachen Dache abstürzte und sich tot fiel! — Oder ich frage armenische Frauen nach ihren Familienverhältnissen: Wo ihre Männer seien? Fast immer die gleiche trübe Antwort: Sie wurden kurz vor ihren Frauen fortgeführt — nie mehr kam Nachricht — sind irgendwo und irgendwie umgebracht worden! — Wo ihre Kinder seien? — Ach, wie vielfach war die Antwort: Sie sind unterwegs an Entbehrungen usw. umgekommen! Wie vielfach auch: Sie sind uns von den Türken, den Arabern weggenommen worden! — Wo sind sie? — In einem muhammedanischen Hause oder Waisenhaus! Oder auch sie wissen es nicht, die armen Mütter! Haben nie mehr von ihnen gehört! — Wie soll das eine Mutter, eine Gattin aushalten?! Und dabei haben wir noch von Fällen abgesehen, in denen Männer vor den Augen ihrer Frauen grausam gemartert und gemordet wurden, oder vor den Augen der Mütter in der greulichsten Weise die Kinder zerschmettert, die Töchter geschändet wurden. Wer will sich wundern, wenn das Seelenleben für immer verdüstert, ja verwirrt ist?

Zu den seelischen Leiden derer, die vorerst verschont blieben oder sich hatten flüchten können, gehörte noch ein Anderes: Wie lange dauerte diese Sicherheit? Jeden Tag konnte ein neuer Befehl die bisherige Schonung in Verfolgung wandeln, oder sie konnten entdeckt werden. Welch ein Dasein! Nie durften sie — monate- und jahrelang! — ohne Gefahr das Haus verlassen. Vor jedem Polizisten, der sie ansah, mußten sie erschrecken, weil er ihnen den armenischen Typus ansehen konnte; von jedem Menschen, der sie

kannte, waren sie leztlich abhängig, weil jeder sie an die türkische Polizei verraten konnte und sie so ständig in der Hand hatte. Dazu kamen die ständigen Jagden und Razzien der türkischen Polizei in Häusern und Straßen. Wahrlich auch seelische Leiden! Ich habe an meinen armenischen Mitarbeitern beobachten können, wie qualvoll und wie aufreibend solch ein Zustand ist. Denn selbst bis in unser Haus kam die Polizei, um sie zu suchen und zu verhaften. So lernte ich, mit diesen armen, gehezten Menschen fühlen. Wie mag es in ihnen gekocht haben ob der entsetzlichen Ohnmacht und Rechtlosigkeit, Willkür und Unterdrückung, die ihr Schicksal war! Und das seit Jahrzehnten und Jahrhunderten!

Ich möchte ein Anderes nicht unerwähnt lassen. Gewiß hatten diejenigen Flüchtlinge, die überhaupt einen Verdienst fanden und nicht wie viele Andere zu verhungern brauchten, Grund, Gott zu danken. Aber es war für viele doch schwer, geringe Dienste zu verrichten, während sie einst in guten Verhältnissen gelebt hatten, oder rein körperliche Arbeit zu tun, während sie geistige gewöhnt waren. So kannte ich ehemalige Professoren, Pastoren, Lehrer, Bankiers, Studenten usw. als Einkäufer, Hausdiener, Packer, Holzhacker und dergl., oder deren Gattinnen als Zimmermädchen, Küchenfrauen, Spülfrauen. Auch heute ist dies vielfach das Los der armenischen Flüchtlinge. Es ist nicht das Schlimmste, aber wenn wir uns ehrlich in ihre Lage denken, werden wir es nicht zu gering anschlagen.

Eines sei in diesem Zusammenhange noch gebracht:

Bei armenischen Freunden war die Nachricht eingetroffen, daß eine etwa 18jährige, längst verschollene und totgeglaubte Nichte wieder aufgetaucht sei und bald zu ihnen kommen würde. Ich dachte, sie würden sich freuen, und gewiß taten sie es auch, aber die Freude war schmerzlich getrübt. Sie war, wie sich herausstellte, in der Zwischenzeit unter den Arabern gewesen. „In welcher äußeren und inneren Verfassung werden wir sie wieder bekommen? Vielleicht wäre es besser, sie wäre gestorben“, klagten sie. Ihr Leid war nur zu gut zu verstehen! Wie viele armenische Mädchen sah

ich, die schon äußerlich durch Tätowierungen, die ihnen die Araber und Beduinen im Gesicht angebracht hatten, die unauslöschlichen Zeichen traurigster Sklaverei an sich tragen mußten! — Ja, das Schicksal der Frauen und Mädchen! Schon uns packt immer wieder eine zitternde Empörung, wenn wir an all das Unfassbare denken, das hier vorge-



Araber aus der Gegend von Aleppo.

fallen ist, oder auch an den schaußlichen Mädchenhandel, der getrieben wurde. Man konnte von türkischen Offizieren, etwa Stappenkommandanten, hören, die eine größere Zahl armenischer Mädchen in ihrem Hause hielten, bezw. sie nach Belieben weiterverkauften. Wahrlich, es ist zu verstehen, wenn die armenischen Männer es nie vergessen werden können, was ihren Ehefrauen, Schwestern, Töchtern, Bräuten

angetan wurde! Was müssen vollends diese unglücklichen Opfer selber, so vielfach feine, fromme, reine Menschenkinder, empfunden haben! — Welch namenlose seelische Leiden! — Wie sollen diese beklagenswerten Menschenkinder ihr enteehrtes Leben weiter tragen? —

Seelische Leiden! Gott sei's geklagt: Seelische Verwüstungen! Was sind das doch für unzählbare Wunden, aus denen dies arme Volk blutet!

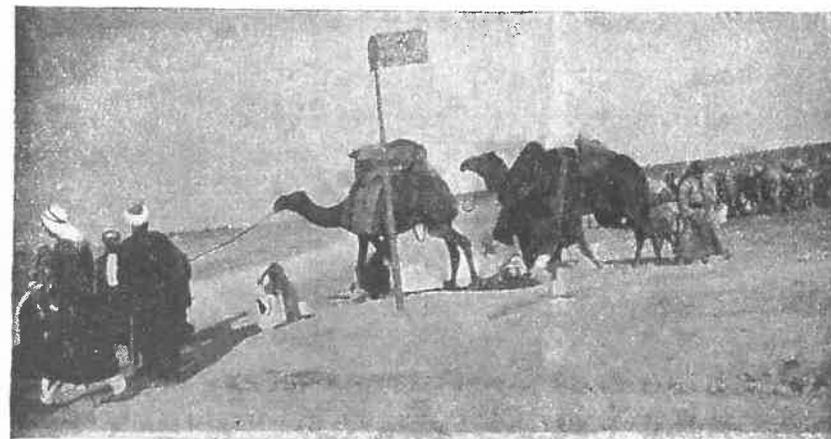
4. Kapitel.

Schwere Konflikte.

Die Türken pflegten zu bestreiten, daß sie die Armenier aus religiösen Gründen verfolgten. Sie gaben als Grund ihrer Maßnahmen bekanntlich an, sie müßten die Armenier aus dem russisch-türkischen Kriegsgebiet deportieren, aus rein militärischen und politischen Gründen. (In Wirklichkeit deportierten sie sie auch aus den anderen Gegenden, wo solche Notwendigkeiten in keiner Weise vorlagen). Diese rein militärische und politische Begründung schien auch vielen einleuchtend, denn gewisse russenfreundliche Handlungen armenischer Volksteile im türkisch-russischen Operationsgebiet sind nicht zu bestreiten; zudem standen die Sympathien der Armenier offen genug auf Seiten der Entente als des Gegners ihres gehaßten türkischen Erbfeindes. Für eine religiöse Begründung der Verfolgungen ist auch das noch kein zwingender Beweis, daß die Türken auch die Griechen, Syrer und Maroniten, also die Christen überhaupt, vielfach grausam behandelten, denn diese sympathisierten gleichfalls mit der Entente. Ein weit wichtigeres Beweisstück ist, daß diejenigen Armenier, die zum Islam übertraten, verschont wurden. Dagegen könnte man höchstens einwenden: Sobald die Armenier oder sonstigen Christen Muhammedaner wurden, waren sie auch keine politischen Gegner mehr. Aber hier kommen wir just auf das, was jeder Orientkenner weiß: Religion und Nation fallen im Orient zusammen. Wenn darum im Verhältnis zwischen den Türken und Armeniern nationaler Haß und Rassenhaß stets eine Haupttriebfeder war, es läßt sich das letztlich gar

nicht scheiden von dem religiösen Haß. Für den Türken war der Feind seines Vaterlandes auch immer der Feind seiner Religion. — So ist denn klar, daß die Armenierverfolgungen sehr wohl religiös begründet waren. Nicht als ob sie immer und sichtbar unter dem Zeichen des „heiligen Krieges“ gestanden hätten! Es mag im einzelnen bei den Verfolgern bald das Gefühl des nationalen und politischen Hasses, bald des Rassenhasses, bald auch des wirtschaftlichen Gegensatzes vorgeherrscht haben; sicher aber spielte der religiöse Haß mit.

Für die Verfolgten entstanden aus dieser Sachlage besondere seelische Nöte. Darum besonders schwer, weil die



Karawane bei Aleppo.

Nötigung, zum Islam überzutreten, den armen, gehekten und verängstigten Menschen einen Ausweg aus dem Labyrinth der Leiden bot, weil sie sie darum vor qualvolle Entscheidungen stellte und sie so in die schwersten seelischen Konflikte, die furchtbarsten inneren Kämpfe hineinbrachte. — Es sei im folgenden ein kleiner Einblick in das innere Kämpfen armenischer Christen gegeben.

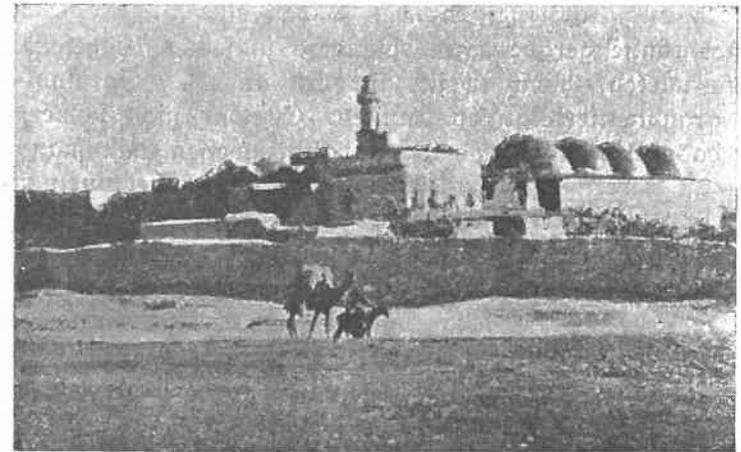
In unserem Hause arbeitete ein gewisser Danes. Er war 20 Jahre alt, hatte auf einem armenischen Kollege seiner Heimat studiert, bis dann die große Not kam, die Vertreibung. Es gelang ihm indes, aus der Wüste nach A. zu entinnen.

In trostlosem Zustande kam er dort an, fand glücklicherweise aber eine Zuflucht bei Dr. D., einem früheren Lehrer seines Kolleges. Dieser war selber Armenier und auch erst deportiert worden, durfte aber dann in A. bleiben, teils weil die türkische Regierung den tüchtigen Physik- und Chemieprofessor für ihr Gymnasium gut brauchen konnte, teils weil seine Gattin Deutsch-Amerikanerin war. Hier konnte sich D. zunächst erholen, später kam er zu uns. Er gehörte auch zu denen, die unter der Arbeit seelisch litten; er paßte in der Tat auch besser zum Studieren hinter die Bücher als zu praktischen Dingen. Vor allem aber gehörte er zu denen, über welchen das Damoklesschwert des Aufgegriffenwerdens schwebte. Ständig quälte dies den ohnehin grüblerisch veranlagten Menschen. Er kannte ja aus eigener Erfahrung das Los, das ihm dann wieder bevorstand. Einmal kam er mit der Frage zu mir, ob es Sünde wäre, wenn er sich wehrte, falls man ihn greifen wolle; ein andermal fragte er, ob es Sünde wäre, wenn er sich selbst tötete, sobald man ihn festnehme. Ständig zerarbeitete er sich innerlich mit solchen Fragen; zu seiner Ehre sei gesagt, daß er alles vom Standpunkte des Glaubens ansah und schließlich auch durchkämpfte. Oft sah ich ihn mit seiner Bibel, oder ich fand ihn oben auf dem Söller in einer Ecke, tief ins Gebet versunken, ohne daß er mein Kommen und laises Fortgehen inne ward.

Eines Tages nun hatte unser guter D. gelegentlich einer Besorgung das Unglück, seine Briefftasche zu verlieren, darin sowohl das einzige, ihn einigermaßen vor den Türken schützende Schriftstück, wie auch das ihm anvertraute Geld. Letzteres war dem empfindsamen Menschen so schrecklich, daß er uns nicht wieder unter die Augen zu kommen wagte und schlankweg fortließ in seiner Verzweiflung. Nach drei Tagen erst hörten wir wieder von ihm. Da kam aus einem viele Stunden fernen Araberdorf ein Bote, brachte einen Brief von seiner Hand, in dem er sein Unglück bekannte, um Verzeihung bat, aber zugleich auch um die Aushändigung seiner geringen hinterlassenen Habe. Er hätte in jenem Dorf schon Dienst genommen. Ich schickte ihm einen tröstenden Brief mit der herzlichen Aufforderung, wiederzukommen. Er kam, ganz ergriffen, daß ihm verziehen wurde. Ich meinerseits

aber war erschüttert durch das, was ich erfuhr und was benahe geschehen wäre.

D. war im Araberdorf freundlich aufgenommen worden und zwar beim Scheich des Ortes. Dieser hatte gleich erkannt, daß er einen „studierten“ Menschen vor sich habe und erklärte, ihn unter den günstigsten Bedingungen als Schreiber, Lehrer usw. für das Schreibunkundige Dorf anzustellen. Das war nun für unseren Freund eine große Versuchung: Er war stellenlos geworden (wie er dachte); brotlos, heimatlos irrte er wieder auf der Straße; er hatte keinen Schutz mehr vor



Alte Moschee bei Aleppo.

den Türken; jeden Augenblick konnte er wieder aufgegriffen, in die Wüste verschickt, umgebracht werden. Auf der einen Seite lauter Not, ja Untergang; auf der anderen Seite eine Erlösung von all diesen Nöten, ein gesicherter Unterschlupf bis zu besserer Zeit. Man stellte ihm ja nur eine Bedingung: daß er seinem Namen die arabische Form gäbe. Er war bereit: „Ob ich mich Dannes (Johannes) oder Jahja nenne, das macht keinen Unterschied.“ Die arabischen Christen sprachen den Namen ja auch so aus. Ich wandte ein, daß aber jene Muhammedaner das als Zugeständnis an ihre Religion ansehen würden. Das wäre nicht so schlimm, meinte er, wenn er nur in seinem Herzen ein Christ bliebe. Ich

wandte weiter ein, daß sie sicher bald auch mehr von ihm verlangen würden, z. B. die Beschneidung. Augenscheinlich hatte er selber das auch erwartet und war — auch dazu bereit!

Es gab nun einen regelrechten Kampf mit ihm. Er erklärte es für berechtigt in seiner Lage, daß er so gehandelt hätte; Untreue gegen seinen Heiland wollte er nicht üben; das wäre es auch nicht gewesen! Man könne trotz solcher äußerlichen Dinge Jesus lieb haben. Er berief sich auf die Judenchristen, die auch beschnitten gewesen seien; vor allem stützte er sich auf Apostelgeschichte 16, 3, wonach auch Paulus den Titus habe beschneiden lassen als Zugeständnis an die Juden; auch sonst sei er „den Juden eine Jude“ geworden. Ja, er könne gerade dann besonders in seiner Umgebung für Jesus wirken, wenn er sich ihr erst anpasse. So und ähnlich argumentierte unser Dannes. Es war nicht schwer, ihm auf das alles zu antworten und hinzuweisen, daß man nicht bloß im Herzen ein Christ sein, sondern auch bekennen müsse; aber es war schwer, ihn zu überzeugen. Das sehnsüchtige Verlangen, endlich aus seiner Not herauszukommen, trübte sein Urteil und verwirrte sein Inneres. Letztlich kam alles auf dies eine heraus: Er war von all dem Erlittenen und von der ständigen Gefahr, der dauernden qualvollen Unsicherheit und Angstlage innerlich völlig zermürbt und aufgerieben. Er könne und könne nicht mehr so weiterleben! — Es war herzbeweglich! Und das bei einem wirklich tief veranlagten, frommen Menschen! Wer aber wollte den Stab brechen über diesen armen, lieben Jungen? — Doch nun war ja auch durch seine Rückkehr zu uns wieder alles gut. Freilich, bald darauf erreichte ihn sein Schicksal doch: Er wurde abgefangen, aber zunächst nicht in die Wüste geschickt, sondern als Arbeitssoldat eingezogen. Das bedeutete nicht ohne weiteres etwas Besseres. Wieviele armenische Arbeitssoldaten hatte man umgebracht oder langsam verhungern lassen! Trotzdem faßte D. Mut und wollte es tragen. Er schrieb mir noch einen rührenden Abschiedsbrief: Daß er im Vertrauen auf Gott sein Los auf sich nehme; wir möchten nur für ihn beten, daß er seinem Herrn stets treu bleibe, auch dafür, daß er stets seine Pflicht tue. — Wir haben es getan, und Gott hat auch sichtbar seine Hand über ihn gehalten.

Noch andere und noch schwerere Konflikte. Aus einer bestimmten Gegend kam einst die Nachricht von zahlreichen Uebertritten deportierter Armenier zum Islam. Auch solche hätten den Schritt getan, die sonst als lebendige, echte Christen gegolten und sich auch stets als solche bewährt hatten.

Den Armeniern dort wurde von den türkischen Behörden die Wahl gestellt zwischen Verschickung nach Der ez Zor, (also grauenvoller Untergang in irgend einer Form), oder Annahme des Islam. Letzteres freilich ermöglichte man in einer auffallend leichten Form: Keine Ableugnung des bisherigen Glaubens, keine Teilnahme an mohammedanischen religiösen Übungen oder Gottesdiensten, auch keine Beschneidung wurde verlangt, nicht einmal Unterzeichnung einer Uebertrittsformel! Sie sollten sich bloß in eine Liste eintragen lassen und zwar mit arabischem Namen, wenn ihr Name nicht schon eine arabische Form habe. Sie sollten dann nominell als Mohammedaner geführt werden, im übrigen aber in ihrer privaten religiösen Haltung völlig unangetastet bleiben. Man faßte es allgemein als eine Maßregel Djemal Paschas auf, der so die Armenier über die kritische Zeit hinüberretten wollte. Anscheinend wünschte er dem Ansinnen der Regierung in Konstantinopel gegenüber die Vertriebenen seines Bereiches dadurch zu schützen, daß er ihre Liste erreichte mit der Mitteilung, sie seien zum Islam übergetreten. Es war von ihm gut gemeint; für die Armenier aber entstanden daraus die schwersten Konflikte.

Es war so einfach nun, gerettet zu werden. Und doch so schwer! — Es mochte erlaubt, ja geradezu geboten erscheinen, eine solche Formsache mitzumachen, wo es sich um das Äußerste handelte. Und doch das Widerstreben und Aufbäumen des Gewissens auch nur gegen den Schein einer Verleugnung Jesu! Ich weiß von teuren armenischen Freunden, was sie da an Seelennot durchgemacht haben. Da war etwa ein Vater. Lehnte er das Unterschreiben ab, was dann? — Dann wurde er verschickt und umgebracht; seine Frau würde wohl einem schimpflichen Schicksal zum Opfer fallen, im besten Falle mit ihm sterben dürfen; von seinen Kindern würden die Knaben in ein türkisches Haus oder Waisenhaus kommen, die Mädchen über kurz oder lang einen Türken oder Araber heiraten müssen — bestenfalls!



Flüchtlingselend.

Heimatlos, obdachlos, krank (vergleiche das von Lupus zerfressene Gesicht).

Von dem allem war der eigene Tod das leichteste. Weit entsetzlicher der Gedanke an das Los der Gattin; doch auch das hätte sie im Aufblick zu Gott als ein vergängliches Leid verwinden, hätte auch bei äußerlich niedrigstem Los das Gotteskind bleiben können, das sie war. Aber die Kinder wären ja dann Mohammedaner geworden! Er würde also ablehnen, auch nur der Form nach Mohammedaner zu werden und seine Kinder müßten es dafür um so unfehlbarer! Furchtbares Dilemma! Auf der einen Seite: die Eltern erleiden, jedes in seiner Weise, ein grausam hartes Schicksal, und die Kinder werden mohammedanisch erzogen. Auf der anderen Seite: Sie lassen sich in die Liste eintragen; es gilt äußerlich der Regierung gegenüber wohl als Uebertritt; in Wirklichkeit ist es von keiner Seite ernstgemeint. Man läßt sie unbehelligt; sie bleiben leben, bleiben zusammen, und vor allem: Sie können ruhig Christen bleiben und ihre Kinder zu Christen erziehen für eine bessere Zeit! — Also dieses scheinbare Mohammedanerwerden ist gerade das Mittel, daß ihre Kinder nicht Mohammedaner zu werden brauchen! — Müssen sie dann nicht davon Gebrauch machen? Ist es nicht ein Mittel, geradezu von Gott geboten?

Jeder Leser wird empfinden, welche furchtbare Wahl und Qual, welche ungeheure Versuchung hierin lag. Und dazu stelle man sich auch wieder die durch so viele Leiden und Ängste längst gelähmte Widerstandsfähigkeit, die innere Zermürbung und Zerschlagenheit vor! Man denke daran, wie müde und angefochten im Glauben viele von diesen armen, gehezten Menschen schon waren! Es wäre zu verstehen gewesen, wenn sie ohne weiteres resigniert den rettenden Ausweg eingeschlagen hätten. Aber sie haben erst noch unsagbar gekämpft. Unter Tränen haben mir welche von der inneren Qual erzählt, die sie erlitten haben. Alles Andere, bisher Erdulbete erschien ihnen gering gegenüber dieser Not, diesem Zwang, sich zu entscheiden und auf jeden Fall etwas Furchtbares wählen zu müssen. Ja, der Tod wäre ihnen als eine Erlösung erschienen. „O Sterben, es wäre uns eine Freude gewesen! Wie oft, wenn wir am Flusse entlang gingen und uns innerlich zermarteten, haben wir gewünscht, es möchte uns jemand hineinwerfen“, klagte uns eine liebe,

gläubige armenische Freundin. „Besonders für meinen Mann“, fügte sie hinzu, „war es entsetzlich, solch eine Entscheidung treffen zu müssen, von der so Ungeheures für die Seinen abhing. Ich fürchtete damals oft, er würde den Verstand verlieren.“

Es mag genug sein! Ich glaube, das Hineinschauen in solche Seelennöte hat mich noch tiefer erschüttert, als was ich sonst an tragischen Schicksalen vernahm. Vielleicht geht es dem Leser auch so. Und er wird nun verstehen, wie es kommen konnte, daß damals so viele diesen „Uebertritt“ vollzogen. Es diente ihnen auch tatsächlich zur Rettung, und sie blieben in Wirklichkeit ebenso gute Christen, wie sie es vorher gewesen waren. Ich weiß aber doch von solchen, die es hernach unsäglich drückte, den Schritt getan zu haben. Sie konnten nicht anders damals, sagten sie sich immer wieder, und zugleich quälte es sie so, daß sie glaubten, nie mehr froh werden zu können. — Wer möchte wagen, einen Stein auf sie zu werfen?!

5. Kapitel.

Persönliche und andere Dinge.

Manches von dem Nachfolgenden wird man nur verstehen, wenn einige persönlichen Umstände bekannt sind. Es sei erlaubt, davon zu reden; sie haben insofern etwas objektiven Wert, als die spätere Entstehung der A. G. D. teilweise aus der persönlichen Lebensführung ihres Begründers heraus zu verstehen ist.

Es gibt Wendepunkte im Dasein. Dann besonders, wenn Gott eingreift, unser kleines Leben in Seine Hand nimmt, unserem Weg eine andere Richtung gibt. Man spricht nicht gern und braucht nicht zu reden über das, was da im Verborgenen vor sich geht. Vielleicht gibt es wenig, was so in den Staub beugt und zugleich so beglückt, als das Unbegreifliche zu erleben, wie der große Gott uns dessen würdigt, sich zu uns herabzuneigen und uns zu berufen. — Für den Schreiber dieser Zeilen und seine Lebensgefährtin bedeutete es Klarheit, völlige, wunderbare Klarheit darüber, daß ihr Weg in den Orient weise — in Mohammedanermiffion — nach Aleppo.

Das war 1914. Dann brach der Krieg aus und alle Pläne schienen gescheitert. Es folgte eine Zeit ernster Arbeit als Lazarettpfarrer in Straßburg unter den Schwerverwundeten; dazu kam eigene schwere Erkrankung und scheinbar zukünftige Tropenuntauglichkeit. Aber die stille Gewißheit blieb, der Ruf war zu deutlich gewesen, und schon Anfang 1916 ging die Tür nach dem Orient, die niemand zuschließen durfte, wieder auf — in anderer Weise zunächst. Die Christliche Studentenvereinigung, bezw. deren Zentrale in Berlin, beschloß die Eröffnung christlicher Soldatenheime für das Militär in der Türkei. Das war eine günstige Gelegenheit, schon während des Krieges in den Orient hinauszukommen, Land und Leute, Sprache und Verhältnisse kennen zu lernen, als Vorbereitung für späteren Dienst.

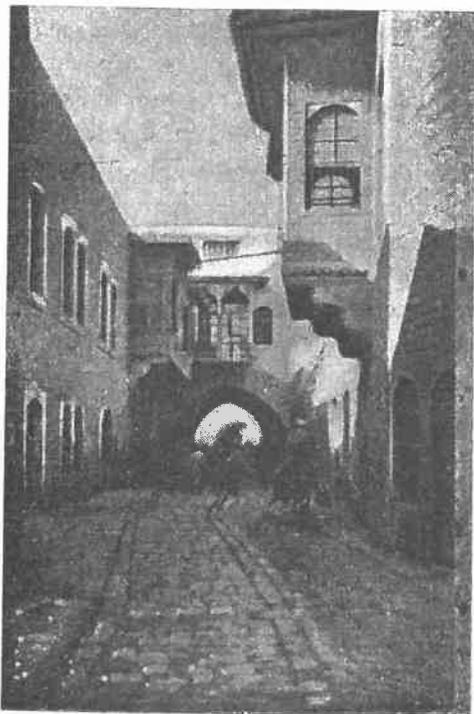
Ich meldete mich für diese Arbeit. Um aus der Stellung als Lazarettpfarrer befreit zu werden, war die Genehmigung des deutschen Militärgouverneurs von Straßburg nötig. Schier wäre sie verweigert worden; aber zuletzt nahm alles eine günstige Wendung, sodaß ich „für die Dauer des Krieges entlassen“ wurde und als Zivilperson nach der Türkei gehen konnte.

Ende März 1916 machten wir unsere Hochzeitsreise nach Konstantinopel; einige Wochen später ging es von da in das Innere Kleasiens. Bosanti im Taurus, Scham Man Chan auf der Höhe des Taurus, nahe der Cilicischen Pforte, Güled bei Tarfus, Djerablisse am Euphrat schienen als zukünftiger Standort in Betracht zu kommen; schier wider Erwarten wurde zuletzt doch Aleppo unser Arbeitsfeld, für 2 ½ Jahre zunächst. —

Ähnlich ging es später. Mit der Befiegung Deutschlands und der Türkei war es mit der 1914 von der Frankfurter Mission für Aleppo geplanten Missionsarbeit vorbei. Selbst von den alten Stationen in der eigentlichen Türkei mußte sie weichen und wir hielten uns bereit, nach Marasch zu gehen, um die von dort ausgewiesenen deutschen Missionsleute zu ersetzen. Die Türe dorthin ging indes nicht auf; statt dessen kam Syrien unter französisches Mandat, und dem Elsäßer, der inzwischen auch Franzose geworden war, stand der Weg nach — Aleppo wieder offen, und Aleppo war es ja auch, wo sich nach der Räumung Ciliciens durch die französischen Truppen und der Flucht der Armenier aus diesem Lande die größten Anhäufungen von Flüchtlingen

hildeten. Während unseres Kriegsaufenthaltes im Orient war es uns auch angesichts der armenischen Leiden klar geworden, daß wir den Gedanken an Mohammedanermiffion zurückstellen und zunächst für die Armenier arbeiten sollten.

Es ist oft gefragt worden, wie es kam, daß gerade in Straßburg ein armenisches Hilfswerk entstand. Wie man sieht, hängt dies aufs engste mit dem besonderen Schicksal des Elfaßes zusammen.



Straße in Aleppo (Christenviertel).

Unsere Arbeit in Aleppo war während des Krieges zunächst keine missionarische, wenn auch eine großenteils christliche. Abgesehen von den Gottesdiensten, die ich für die deutschsprachige Gemeinde in Aleppo zu halten pflegte, hatten wir auch in der Soldatenheimarbeit, neben leiblicher Verpflegung, Unterbringung usw., für geistige und geistliche Pflege unserer Gäste zu sorgen

— durch Andachten, Vorträge, Musik und dgl. Als Kuriosum sei erwähnt, daß meine Frau und ich französische Sprachkurse für deutsche Offiziere und Soldaten abhielten. Die französische Sprache ist im Orient so verbreitet, daß selbst das deutsche Militär sie im Verkehr mit den damaligen türkischen Verbündeten und vollends mit der syrischen Bevölkerung nicht entbehren konnte.

Zur Arbeit in Aleppo selber kam später noch die Bezirksleitung der Soldatenheime in Syrien und Palästina. Das machte viele und anstrengende Reisen nötig, aber ermöglichte um so besseres Kennenlernen von Land und Leuten.

Kurze Zeit vor unserer Ankunft in Aleppo hatten die Deportationen der Armenier stattgefunden. Zehntausende unglücklicher Menschen wurden durch die Stadt hindurchgetrieben nach dem Euphrat zu. Obendrein brach eine Flecktyphusepidemie aus, erst unter den Armeniern, dann auch unter den Bewohnern der Stadt, die über 20.000 Opfer gefordert haben soll. Jedermann stand noch unter dem entsetzlichen Eindruck jener Erlebnisse. Uns selber blieb der Anblick solcher Nöte in großem Stile erspart; doch sahen wir unendlich viel Jammer im Einzelnen. Die Stadt war voll von Armeniern, die aus der Wüste geflüchtet waren und in tiefstem Elend lebten, wenn sie nicht auf den Straßen dahinstarben. Auch fanden in jener Zeit die Massengemegel in Der-ez-Zor statt; von allem ist weiter oben berichtet worden.

In Aleppo selber haben während des ganzen Krieges keine eigentlichen Verfolgungen oder gar Massaker stattgefunden; die angefaßenen Armenier wurden nicht einmal deportiert. Es war dies wohl nicht zuletzt der Anwesenheit des amerikanischen Konsuls Jackson und des deutschen Konsuls Köppler zu verdanken. Gerade auch letzterer, ein Mann und Christ von edelster Gesinnung, fast ebenso sehr Philosoph und Theologe als Jurist, tat für die Armenier, was er nur konnte. Unzählige Berichte über die Leiden der Armenier sind durch ihn gesammelt und an das Auswärtige Amt in Berlin eingesandt worden. Es ist jedenfalls nicht seine Schuld, wenn die deutsche Regierung nichts Wirksames tat, um die Armenierverfolgungen zu verhindern. Eine kleine Episode sei erwähnt. Als in Marasch Massaker ausbrechen sollten, kam Schwester B. Rohner eilends nach Aleppo und holte

ihn zur Hilfe. Er ließ alle Arbeit liegen, begab sich über Antab nach Marasch, angeblich zu einem kleinen Ferienaufenthalte. Sein Besuch beim dortigen Muteffarif (Präfekt) brachte diesem zu Bewußtsein, daß vor den Augen des Konsuls nicht gut Mekeleien stattfinden dürften; die Türken von Marasch sollen noch lange gegrollt haben über die „schwarze Hanum“ (schwarzhaarige Missionarin) und den fremden Konsul, die sie um die Freude des Massakers gebracht haben. Diese Reise wurde freilich auch mißverstanden — wir lasen es selber in einem amerikanischen Berichte: Konsul R. aus Aleppo sei eigens nach Antab gereist, um dort die Massakers persönlich zu leiten. Um so lieber erwähnen wir, im Interesse der Gerechtigkeit, seine tatsächliche Stellung zu den verfolgten Armeniern.

Der türkische Wali von Aleppo (Oberhaupt des Vilajets, Mittelding zwischen Departement und Provinz) konnte denn in Aleppo keine Verfolgungen organisieren; doch hatte er für die weitere Verschickung der Deportierten nach der Wüste und ihre dortige Vernichtung strenge Verhaltungsmaßregeln von der Konstantinopeler Regierung. Als die Alliierten November 1918 in Aleppo einzogen, hat er ihnen freiwillig die betreffenden Dokumente ausgehändigt, um zu zeigen, daß er auf Befehl von oben so habe handeln müssen. Es heißt darin u. a.:

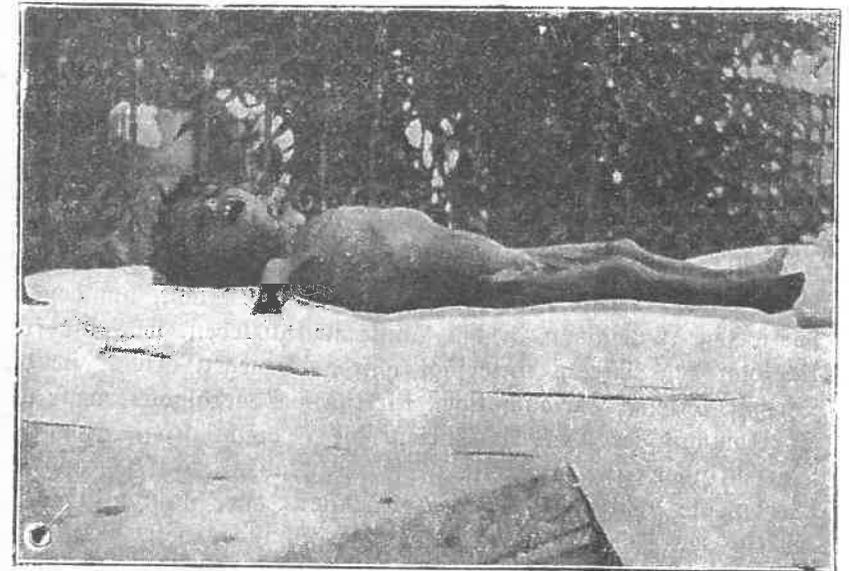
„An die Präfektur von Aleppo!

Das Recht der Armenier, auf dem Gebiet der Türkei zu leben und zu arbeiten, wird gänzlich abgeschafft. Die Regierung, die in dieser Beziehung jede Verantwortlichkeit übernimmt, hat befohlen, nicht einmal die Kinder in der Wiege zu lassen. In einigen Provinzen hat man die Ausführung dieses Befehls gesehen. Aus uns unbekanntem Gründen macht man Ausnahmen mit Personen, die, anstatt an den Ort der Verbannung geschickt zu werden, in Aleppo belassen werden, und stellt dadurch die Regierung vor neue Schwierigkeiten. Lassen Sie, ohne Gründe anzugeben, Frauen und Kinder, wer sie auch immer sein mögen, sogar diejenigen, die nicht gehen können, von dort abziehen....

9. September 1915. Minister des Innern. **Salaat.**“

Einen deutlicheren Beweis für die systematische Ausrottung der Armenier auf Beschluß der türkischen Regierung dürfte es nicht geben. — Wie schon gesagt, konnte man in Aleppo die Folgen dieser Maßnahmen sehen an den jammervollen Gestalten der Entronnenen, die aus der Wüste geflüchtet kamen.

Soweit wir konnten, halfen wir mit, Elend zu lindern. Es war möglich gewesen, im Elfaß etwas Mittel zu sammeln. Zwar durfte während des Krieges in Deutschland nichts über die Verfolgungen der Armenier veröffentlicht werden, aber es war mir



Im Hospital Bethesda (Aleppo) eingeliefertes Kind.

doch geglückt, zwei Artikel im Straßburger „Evangelischen Sonntagsblatt“ erscheinen zu lassen; vielleicht wurden sie von der Zensur übersehen. Auch konnte ich gelegentlich eines Urlaubes Anfang 1918 einen öffentlichen Vortrag über die Armeniernot halten. So wurden mitleidige Menschen interessiert, und ihre Gaben brachten da und dort etwas Licht in menschliche Dunkelheit. Ach, es war wenig genug, angesichts der grenzenlosen Môte. Auch dadurch konnten wir einigen helfen, daß wir in unseren Häusern in Aleppo an einheimischem Personal grundsätzlich nur

Armenier anstellten, bis 25 Köpfe. Sie fanden so Arbeit, Brot, und auch Schutz vor der türkischen Polizei, die ja ständig auf der Suche nach Armeniern war. Unsere armenischen Angestellten haben sich ausgezeichnet bewährt und durch treuen, fleißigen Dienst vergolten, daß man sich ihrer annahm. Völlig gesichert waren sie freilich auch da nicht. Es kam vor, daß die Polizei bis in unser Haus kam, um Armenier zu ergreifen. Einmal verlangten sie unseren treuen Agop Garmirian, der eine hervorragende Kraft war und an Fähigkeit, Hingabe und Treue seinesgleichen suchte. Es war aber möglich, ihm einen Wink geben zu lassen, daß er aus dem Hause flüchtete, ehe sie es durchsuchten. — Wie gern denke ich auch an die lieben, stillen Frauen, die bei uns arbeiteten, manche des Gatten und der Kinder beraubt, aber leidbewährte Gotteskinder.

Die größte Hilfe, die während des Krieges den vertriebenen Armeniern in Aleppo gebracht wurde, war die von Schwester Beatrice Rohner getane Arbeit. Wie oben schon gesagt, stand sie, eine Schweizerin, damals im Dienste der Frankfurter Mission in Marasch. Sie verließ zulezt diese Stadt, um den deportierten Armeniern in die Wüste nachzuziehen, was ihr freilich von den Türken untersagt wurde. Dagegen erhielt sie von Djemal Pascha, dem damaligen türkischen Generalgouverneur und Oberkommandierenden in Syrien, die Ermächtigung, armenische Waisenkinder zu sammeln. Sie begründete Waisenhäuser in Aleppo, die bis zu 900 Kinder enthielten; aber nicht minder bedeutend war die weitverzweigte Unterstützungsarbeit, die sie für die Armenier in der Wüste draußen tat. Es standen ihr sowohl seitens der eigenen Mission, wie auch von schweizerischer und amerikanischer Seite her namhafte Mittel zur Verfügung, durch welche ein gut Teil Elend gelindert und Hunger gestillt werden konnte. Nur hatte die türkische Regierung jegliche Hilfeleistung an die vertriebenen Armenier strengstens verboten, da sie selber für die Deportierten in völlig genügender Weise Sorge! (In Wirklichkeit hat man diese vielfach systematisch ausgehungert!) Infolgedessen mußte diese ganze Unterstützungsarbeit heimlich vor sich gehen — vielfach durch verkleidete Boten, die nächtlicherweise zu Schw. Beatrice Rohner kamen, mehrere Tagereisen weit — bis an den Euphrat hin — ihre verhungernnden Landsleute zu versorgen suchten, ihr eigenes Leben dabei riskierten

und mehr als einmal auch darüber einbüßten, wenn sie trotz ihrer arabischen Verkleidung als Armenier erkannt wurden und ihre Tätigkeit offenbar wurde. — Es ist von den Armeniern nicht vergessen worden, was diese eine Missionarin, die für viele zugleich auch eine „Mutter in Christo“ war, in jenen schlimmsten Notzeiten für das armenische Volk getan hat.

6. Kapitel.

Warum die Türken die Armenier verfolgten.

Der Haß, den die Türken gegen die Armenier empfinden, muß seine Gründe haben. Es herrscht viel Unklarheit darüber. Nach den Einen sind es religiöse Motive — Haß der Mohammedaner gegen die Christen; nach den Anderen sind es politische Gründe — die Türken sahen in den Armeniern ein revolutionär gesinntes Element, dessen nationale Erhebung gegen die Türkenherrschaft zu befürchten gewesen sei; wieder andere betonen, es seien wirtschaftliche Gründe gewesen, die den nicht unberechtigten Haß der Türken gegen den klugen, ihn überlistenden Armenier aufgebracht hätten. In Wirklichkeit ist es nicht der eine und nicht der andere von diesen Gründen, sondern alle müssen zusammen genommen werden, um die Verfolgungs- und Ausrottungsmaßnahmen der Türkei den Armeniern gegenüber zu verstehen.

Beginnen wir mit dem letztgenannten Motiv. Es wäre ernster zu nehmen, wenn die Armenier wirklich das Händlervolk wären, als das sie oft angesehen werden. Wer das denkt oder behauptet, beweist nur seine Unkenntnis. In Wahrheit bestand das armenische Volk stets überwiegend aus Landbevölkerung, in zweiter Linie kamen die Handwerker, die sogar von den Türken sehr geschätzt wurden. Ferner finden sich unter den Armeniern viele Intellektuelle: Lehrer, Professoren, Aerzte, Apotheker, Juristen usw. Nur ein geringer Prozentsatz von Vertretern des Kaufmannsstandes bleibt übrig. Aber man hat keineswegs bloß diese verfolgt, etwa in den Städten, sondern auch jene anderen, auch die ruhige und friedliche Landbevölkerung.

Inwieweit indessen wirtschaftliche Gründe vorlagen, zeigt das Wort eines Türken aus Antab, der beim Ausbruch der Deportationen zu einem ihm befreundeten, angesehenen Armenier ungefähr Folgendes sagte: „Es tut mir ja leid für dich und deine

Familie, daß es so kommt, denn wir sind Freunde; aber ihr Armenier seid uns Türken um fünfzig Jahre voraus und wir können diesen Vorsprung nicht mehr anders einholen.“ Eine etwas brutale Offenherzigkeit, die aber das Rechte ausspricht. Die kulturelle und wirtschaftliche Ueberlegenheit der Armenier — nicht ihrer Geriebenheit, aber einfach ihrem Fleiß, ihrer Strebbarkeit und ihren Fähigkeiten entstammend — war den Türken ein Dorn im Auge; das durfte nicht sein, und der Weg wurde gefunden, um dem stolzen türkischen Volk auch hierin die Ueberlegenheit zu schaffen.

Was den politischen Gesichtspunkt angeht, so gab es zweifellos unter den Armeniern eine Bewegung, die auf Loslösung und Befreiung Armeniens — vielleicht mit russischer Hilfe — abzielte. Wer nur ein wenig die Geschichte und Lage der Armenier unter türkischer Herrschaft kennt, wird diese Bestrebungen verstehen können. Hätten sie Erfolg gehabt, so würde man in der ganzen Welt und Weltgeschichte diejenigen als Freiheitshelden preisen, die ihr Volk aus der Unterdrückung erlösten. Nun es nicht gelang, macht man ihnen vielerorts einen Vorwurf daraus und erklärt das Vorgehen der Türken für berechtigt.

Es ist seltsam — um nicht zu sagen empörend — wie immer wieder Gründe gefunden werden, um das schon genügend unglückliche Volk zu belasten. Die Einen verdenken ihm, wie gesagt, diese Befreiungs- und Widerstandsversuche, die übrigens nur ganz vereinzelt waren (Bani, Seitun, Urfa) und von vielen anderen Armeniern mißbilligt, ja mit Entsetzen erfahren wurden, weil sie nur zu gut wußten, wie es den Türken neuen Anlaß zu Maßnahmen gegen die ganze armenische Nation gab. Andere kritisieren das armenische Volk dafür, und wollen es verachten, daß es sich so widerstandslos abschlachten ließ; sie bedenken nicht, daß die Türken für Entwaffnung zu sorgen gewußt hatten. — Wer im Unglück ist, hat immer Unrecht! Ob es edel ist, auf unglückliche Menschen noch Schmähungen zu häufen, ist eine andere Frage. Dem armenischen Volk gegenüber scheint freilich auch solches erlaubt zu sein.

Das politische Problem in der armenischen Frage läßt sich auf die Formel der „nationalen Minoritäten“ bringen. Die Armenier bildeten für die Türkei national betrachtet einen Fremdkörper. Der Gerechtigkeit halber sei den Türken zugestanden, daß

dies eine zweifellose Schwierigkeit für sie bedeutete, besonders weil die armenische Frage von den Großmächten, namentlich Rußland, reichlich benutzt wurde, um die Türkei zu bedrängen. Dieser unangenehmen armenischen Frage wollten die türkischen Machthaber dadurch ein Ende machen, daß sie der Existenz Armeniens ein Ende bereiteten. Sie benützten dazu den großen Krieg, der einen Teil der europäischen Mächte auf ihre Seite zwang, was ihnen, da sie sich auf die Bundesgenossenschaft der Türkei angewiesen glaubten, die Hände band, während die anderen europäischen Mächte eben durch den Krieg von dem Schauplatz der Verfolgungen ferngehalten waren.

Als vollends die Alliierten, wohl erst nach Beginn dieser Verfolgungen, die Befreiung und Selbständigkeit Armeniens zu einem ihrer Kriegsziele erhoben, war das für die Türken vollends ein Grund, den Armeniern durch Massakers oder mindestens Austreibung den Garaus zu bereiten, um sich die armenischen Provinzen — Armenien ohne Armenier! — zu erhalten.

Die Stellungnahme der Armenier außerhalb der Türkei, in Rußland, Aegypten, Europa und Amerika, war natürlich absolut türkenfeindlich und ententefreundlich; es wurden armenische Regionen gebildet, mit zahlreichen Armeniern aus der Türkei darin, die erbittert und zum Teil hervorragend tapfer gegen die Türken kämpften (General Antranig im Kaukasus). Das aber gab den Türken naturgemäß wieder Gründe in die Hand, die Armenier als Feinde und Hochverräter anzusehen und zu behandeln.

Trotz allem, das man verstehen kann, bei den Armeniern wie bei den Türken, es war seitens der letzteren doch eine ungeheuerliche Lösung der armenischen Frage und des nationalen Minoritätenproblems, daß sie das ganze Volk verfolgten, auch die Frauen und Kinder abschlachten. Was würden wir sagen, wenn in Tirol oder Polen so gegen die nationalen Minderheiten vorgegangen würde!? Wir können uns solches überhaupt kaum vorstellen.

Man wird in der Tat das Verhalten der Türken gegen die Armenier (und sonstigen Christen!) nur verstehen können, wenn man auch die religiösen Gründe der Verfolgungen berücksichtigt. Sie mochten bei den führenden Staatsmännern, einem Talaat Pascha, Enver Pascha oder Djemal Pascha, keine große Rolle spielen. Sie waren ebensogut Freidenker als ein Mustafa Kemal

Pascha, der türkische Herrscher der Nachkriegszeit. Aber im türkischen Volke selber, wie bei der sonstigen mohammedanischen Bevölkerung, war das religiöse Motiv von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Wer das Volk dort kennt, weiß von seiner Stimmung gegen die „Gians“ und ahnt, wie leicht seine wildesten Instinkte gegen die Christen aufgebracht werden können.



Türkische Bulgurmühle.*)

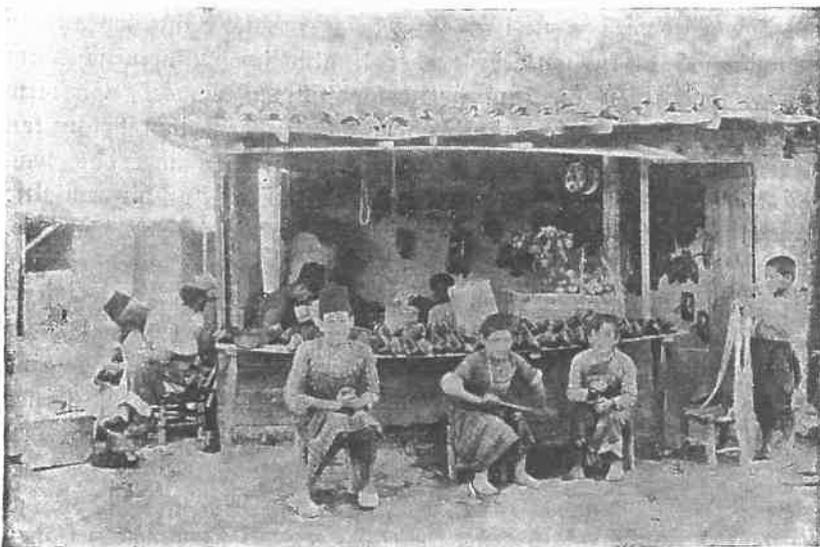
Zwei Beispiele, die uns ein zuverlässiger Augenzeuge, ein alter deutscher Kaufmann aus Konstantinopel, ein an sich durchaus türkenfreundlicher Mann, mitgeteilt hat, mögen einen Einblick in die mohammedanische Seele geben. Beide spielen nicht in den Verfolgungen während des Krieges, sondern in der Vorkriegszeit. Es war in Konia, da sah Herr M. vor dem dortigen Ver-

*) Bulgur ist gekochter und dann geschroteter Weizen, der wie Reis vermerkt wird, ein Hauptnahrungsmittel im Orient.

wischkloster einen blinden mohammedanischen Bettler sitzen, der auf einer Art Geige kratzte und dazu sang, um Almosen von den Vorübergehenden zu erlangen. Nun fanden in jener Zeit Armenierverfolgungen statt, und Herr M. hört, wie der blinde Bettler halb singend, halb sprechend klagt, daß es ihm in dieser heiligen Zeit, da Gott (Allah) erlaubt habe, die Ungläubigen zu töten, wegen seiner Blindheit nicht möglich sei, sich an diesem gottwohlgefälligen Werke zu beteiligen. Vorbeikommende Türken hören dies, eilen davon und kommen kurz darauf zurück, eine armenische Frau herbeischleppend; sie zwingen sie vor dem Blinden auf den Boden nieder, geben ihm ein Messer in die Hand, worauf er mit wilder Wut in den Körper der Unglücklichen hineinsticht, um sich „zu beteiligen an dem gottwohlgefälligen Werke“. Er eilte in das Kloster hinein, erzählte Herr M., zu dem ihm bekannten Scheich. „Ich bin krank vor Abscheu und Entsetzen über das, was ich sah,“ sagte er zu ihm. Aber der Scheich zuckte nur die Achseln: „Ich denke ja nicht so, aber was wollen Sie, unser Volk denkt so. — Im übrigen, wie war es denn bei euch in der Christenheit zur Zeit der Inquisition??“

Das andere Geschehnis ereignete sich in Konstantinopel. Dort sah Herr M. einen Wagen mit erschlagenen Armeniern durch eine der Hauptstraßen des Stadtteils Galata geführt werden. Einer der Körper gab noch Zeichen von Leben; er hing etwas über den Wagen hinaus. Das sieht ein mohammedanischer Priester; er bewaffnet sich mit einem dicken Stock, eilt dem Wagen nach, schlägt auf den halbtoten Menschen ein, bis das Leben ganz entflohen ist. Dann fängt er das herabrinne Blut in den hohlen Händen auf, streicht es sich in das Gesicht, steht da, die blutigen Hände ausgestreckt (in der Gebetshaltung der Mohammedaner), das blutige Antlitz gen Himmel gerichtet und dankt mit lauter Stimme Gott, daß er ihm vergönnt habe, sich gleichsam zu baden in dem Blute dieses Ungläubigen. — Wir entsetzen uns über solche furchtbare Verblendung; es erfüllt sich aber das Wort Jesu: „Es kommt die Zeit, daß wer euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst damit.“ (Joh. 16, 2.) Der obige Scheich hatte recht, wenn er auf die Inquisition hinwies, die in der Tat nach diesem Wort gehandelt hat. Aber auch der Mohammedanismus hat immer wieder, und nicht zuletzt in den armenischen Verfolgungen, vermeintlich im Namen Gottes getötet und gemordet. Anderes, das

über die religiöse Seite dieser Verfolgungen zu sagen ist, haben wir weiter oben (4. Kapitel) schon ausgeführt. Es bleibt dabei, daß die Leiden der armenischen Christen ein Stück der großen Auseinandersetzung zwischen Islam und Christentum bilden. Tatsächlich sind auch viele armenischen und andere orientalische Christen in den letzten Jahren regelrecht und bewußt als Märtyrer ihres christlichen Glaubens gestorben. Sie hätten vielfach durch Uebertritt dem Tod entgehen können, wollten aber ihrem Erlöser treu bleiben „bis an den Tod!“



Schuhmacherwerkstatt im armenischen Flüchtlingslager.

7. Kapitel.

Armenierfreundliche Türken.

Es ist durch Dokumente unwiderlegbar bewiesen, wir hörten es, daß die damalige türkische Regierung die systematische Ausrottung der Armenier wollte — und ja auch beinahe erreicht hat. Die türkische und sonstige mohammedanische Bevölkerung, nationalistisch erregt, wirtschaftlich durch Hoffnung auf die Güter der Armenier begehrt gemacht, religiös fanatisiert, machte zum meist willig mit. Doch fehlt es nicht an Fällen, in denen Türken die Maßnahmen gegen die Armenier mißbilligten, ja zu hindern suchten. „O reden Sie mir nicht davon,“ rief ein uns befreundeter türkischer Ingenieur aus, als wir auf die armenische Frage zu sprechen kommen wollten. „Es ist eine Schmach für meine Nation, daß sie solche Dinge auf sich geladen hat. Wir Bessergesinnten wollten es nicht, aber waren zu schwach, es zu verhindern; der Wagen des Chauvinismus rollt und niemand kann ihn mehr aufhalten.“ Nach der Besiegung der Türkei Ende 1918 und der Besetzung Konstantinopels durch die Alliierten waren in den türkischen Zeitungen zahlreiche Stimmen dieser Art zu hören, die vorher hatten schweigen müssen.

In Aleppo hat der türkische Stappeninspektor Oberstleutnant Kemal Bey für die zahllosen armenischen Flüchtlinge, namentlich Frauen, die aus der Wüste nach Aleppo geflüchtet kamen und dort auf den Straßen zu verhungern begannen, Arbeitshäuser eingerichtet, in denen sie wenigstens ein kärgliches Brot fanden und einigermaßen menschlich behandelt wurden.

Es sind Fälle berichtet worden, in denen türkische Beamte sich lieber absetzen ließen, als daß sie die grausamen Befehle ihrer Regierung ausführten. — Als die Alliierten gegen Aleppo heranrückten, sollte der armenisch-protestantische Pfarrer Aron Schiradjian, Leiter eines Waisenhauses in Aleppo, verhaftet und wohl noch schnell beseitigt werden. Zum Glück war er rechtzeitig verschwunden und blieb unauffindbar, bis die Engländer in Aleppo eingetroffen waren. Es war ein Mohammedaner, der ihn in seinem Hause versteckt hielt. Solche Beispiele, in denen Armenier durch Türken und andere Mohammedaner Rettung oder sonstige Hilfe erfuhren, sind häufiger, als mancher denken möchte und sollen nicht vergessen werden. Ueberhaupt, nie möchten wir

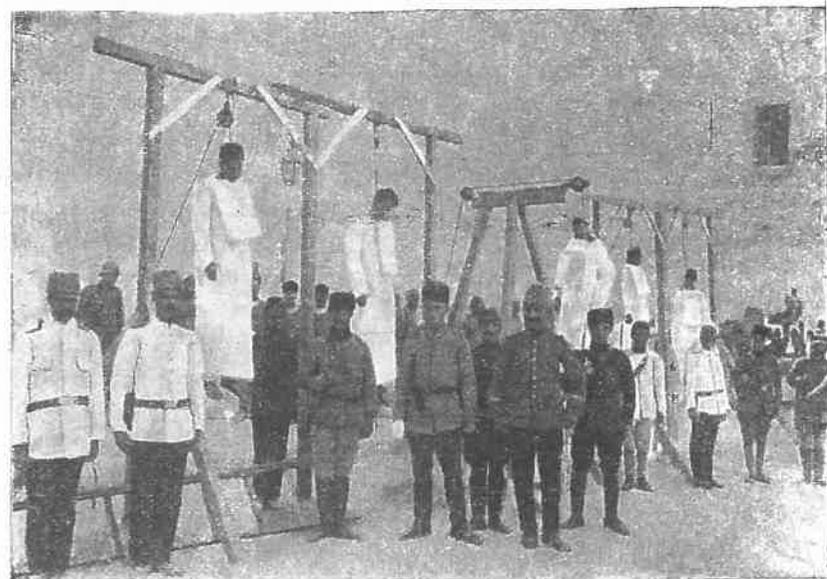
gegen das türkische Volk als solches reden, das — trotz allem, was an Schrecklichem dort geschah — viel liebenswerte Eigenschaften hat.

Ein Wort auch über den schon erwähnten Djemal Pascha. Er war Generalgouverneur und Oberkommandierender in Syrien und Palästina, zugleich Marineminister. In seinem Bereiche war er geradezu allmächtig. Ein Wort von ihm, und das Leben konnte verwirrt sein. Der Galgen arbeitete viel in jener Zeit, namentlich bei politisch Verdächtigen. Mit Talaat Pascha, dem Innenminister, und Enver Pascha, dem Kriegsminister, bildete er das Triumvirat, das damals die Türkei beherrschte. Doch galt er als weniger grausam gegen die Armenier gesinnt denn die beiden anderen. Den Deportationen dürfte er zugestimmt haben als einer Maßnahme, die Armenier für immer als Nation unschädlich zu machen und die Ueberlegenheit der Türken absolut sicher zu stellen. Ich erinnere mich an ein ausführliches Gespräch mit ihm, in dem er sich eingehend über die Ziele der türkischen Politik äußerte. „Früher hatten wir das Ideal des Ottomanismus, nach dem jeder Volksteil im osmanischen Reiche gleichberechtigt sein sollte; jetzt haben wir das Ideal des „Türkismus“, wonach die türkische Nation die unbedingt herrschende im ganzen osmanischen Reiche sein soll. Sie hat ihre Ueberlegenheit über alle anderen während der letzten Kriege bewiesen und darf beanspruchen, daß alle — auch die Araber namentlich — sich ihr unterordnen, ihre Sprache sprechen lernen usw.“ Daß diese Politik der Türkei den Abfall der Hedschaz-Araber eingetragen hat, sei nur nebenbei erwähnt. Eine besonders grausame Auswirkung derselben waren die Christenverfolgungen.

Djemal Pascha scheint immerhin eine etwas humanere Form der Deportationen erstrebt und in seinem Gebiete durchgeführt zu haben, wenigstens von einem gewissen Zeitpunkte ab. Ein Augenzeuge hat uns berichtet, wie in seiner Gegenwart Djemal Pascha von der Schandtats eines türkischen Soldaten gegen eine Armenierin unterrichtet worden sei; er habe sofort Befehl gegeben, den Schuldigen zu erschießen. Den nach Syrien gelangten Deportierten wollte er in seiner Weise dadurch helfen, daß er ihnen nahelegte, sich mit türkischen Namen in Listen einzutragen, damit eine weitere Verfolgung als gegen Moslems hinfäl-

lig würde; dabei scheint er selber es nur als Scheinübertritt aufgefaßt zu haben. (Näheres siehe 4. Kapitel.)

Folgende kleine Geschichte mag den Lesern dieser Zeilen nicht vorenthalten sein: Immer wieder wurden unsere jungen armenischen Diener bei ihren Botengängen in der Stadt von der türkischen Polizei abgefangen. Letztere war ständig auf der Jagd nach militärpflichtigen Männern. Fast täglich sah man Trupps aneinandergebundener Männer: Moslems, Christen, Juden — „türkische Kriegsfreiwillige“ nannte man sie im Scherz — die durch die Straßen geführt und in die Kasernen gebracht wurden.



Hinrichtung in Jerusalem zur Türkzeit (1917). *)

Für die Armenier aber bedeutete es oft mehr als harten Kriegsdienst; man sandte sie nur allzuhäufig in die Wüste und brachte

*) Obiges graufige, aber typische und historisch interessante Bild, das ein Augenzeuge seinerzeit aufnahm und uns gab, mag in dieser Schrift einen Platz finden. Nach herrschender Sitte tragen die Verurteilten ein weißes Gewand und eine Inschrift, die ihr — wirkliches oder angebliches — Vergehen angibt. Ob obige Verurteilten Armenier waren, ist uns nicht bekannt, aber viele Armenier sind auf diese Weise unschuldig hingerichtet worden.

sie dort um. Was tun, um unsere wackeren jungen Burschen vor solchem Schicksal zu bewahren?

Da kam Djemal Pascha just nach Aleppo, und ich beehrte eine Audienz bei ihm. Er war, wie immer, sehr liebenswürdig und nahm meine Einladung, einmal unser Offizier- und Soldatenheim zu besuchen, sichtlich gern an. Das war der Umweg, der zum Ziele führen sollte. Tags darauf kam er, von seinem Adjutanten, einem Marineoffizier, begleitet, besichtigte unser Haus und ließ sich anschließend zu einer Tasse Tee einladen. Außer meiner Frau war noch eine ihm bekannte Soldatenheimschwester zugegen, Prinzessin Brigitte Neuf. Im geeigneten Augenblicke brachte ich unser Anliegen vor. — Ja, wenn die jungen Leute im militärpflichtigen Alter stünden, sei nichts zu machen; wie alt sie seien. — Ich antwortete wahrheitsgemäß, daß ich es nicht wüßte; die Betreffenden wüßten es selber nicht, seien als Waisenkinder aufgegriffen und uns aus einem Waisenhaus überlassen worden. „Zeigen Sie mir doch einmal die jungen Burschen, damit ich sehe, wie alt sie sein mögen,“ meinte der Pascha. Ich holte — den Kleinsten! Mit schlotternden Knien stand das Kerlchen vor dem Allgewaltigen, der herablassend abwinkte. Nein, diese seien noch nicht militärpflichtig; er werde ihnen Ausweise ausstellen, daß sie freizulassen seien; wir sollten ihm nur die Namen angeben. — Vor diesen Ausweisen mit der eigenhändigen Unterschrift Djemal Paschas stand auch der grimmigste Polizist stramm und ließ sein Opfer wieder fahren.

Djemal Pascha ist später, wie auch Talaat Pascha, von einem Armenier ermordet worden. Als Christen wissen wir, daß es Höheres gibt als menschlich noch so begreifliche Rache. Wer diese Mächter ihrer zu Tode geheßten Nation menschlich verurteilen will, wird auch einen „Wilhelm Tell“ ablehnen und verurteilen müssen. Bei Djemal Pascha ist trotz alles Obigen die Mitschuld an den Leiden der Armenier unfraglich, und man wird sein Los nicht gut als unverdient bezeichnen können.

8. Kapitel.

Kurden und Armenier.

Die Kurden, teils nomadisierende, teils ansässig gewordene Stämme des türkisch-persischen Grenzgebietes, waren in früheren Jahren die schlimmsten Verfolger der Armenier. Ihre

natürliche Raublust und Wildheit wurde von der türkischen Regierung verwertet, um die Armenier zu drangsalieren, oft auch regelrecht zu massakrieren. In den letzten Verfolgungen, während des großen Krieges, war dem nicht immer so. Die Kurden lehnten es vielfach ab, die Helfer oder auch nur Mitthelfer der Türken zu sein; sie ergriffen zuweilen die Partei der Verfolgten. Die Armenier wußten zum Beispiel, daß sie, wenn sie bis in das Gebiet der Dersim-Kurden gelangten, gerettet seien und von diesen in ihren Bergen vor den Türken geschützt würden.



Armenische Flüchtlinge aus Kurdistan,
in kurdenähnlicher Tracht.

Das erklärt sich durch eine gewisse Leidensgemeinschaft. Die Kurden hatten innerwerden müssen, daß die nationalistisch eingestellten türkischen Machthaber es auch mit ihnen nicht gut meinten. Es war mir eine ziemliche Ueberraschung, einmal mit einem türkischen Oberst zu reisen — es war in der Schilvesternacht 1916-1917, auf der Bagdadbahn, auf dem Weg von Mesopotamien über den Euphrat nach Aleppo zurück — der sich als Kurde entpuppte und trotz seiner hohen Stellung in der türkischen Armee über

die Türken nur mit großer Erbitterung sprach. Er warf ihnen vor, das Kurdenvolk absichtlich in Unkultur zu halten und es auf jede Weise zu schwächen. „Denken Sie nicht, daß wir für die Türken kämpfen,“ erklärte er; „wir kämpfen nicht so sehr für die Türken als gegen die Russen, weil wir diese für das noch größere Uebel ansehen.“ Ein anderes Mal war es ein junger türkischer Offizier kurdischer Nationalität, der erbittert äußerte: „Haben Sie gesehen, wie die Türken es den Armeniern gemacht haben? Genau so werden sie es uns Kurden machen, sobald sie die Macht dazu haben!“

Diese finstere Prophezeiung hat recht behalten; schon während des großen Krieges fanden Deportationen auch der Kurden statt, bei denen es zwar keine blutigen Verfolgungen, aber doch zahlreiche Opfer der Strapazen gab. Dazu die Grausamkeit, mit welcher der kurdische Aufstand im Jahre 1925 unterdrückt wurde — seine Entstehung dürfte nach Obigem begreiflich erscheinen. Was sich sonst noch für Tragödien in jenen abgelegenen kurdischen Bergen seit dem Kriege abspielten, ist noch immer nicht völlig ans Licht gekommen.

9. Kapitel.

Eine kurze Freude.

Im September 1918, etwas früher als es an der Westfront geschah, erfolgte der Zusammenbruch der Front in Palästina. Die Türken sowie die mit ihnen verbündeten Deutschen und Oesterreicher wurden zurückgedrängt, und die alliierten Truppen besetzten Stück um Stück Palästina, Syrien und Cilicien, sowie die Randgebiete der Türkei, namentlich Konstantinopel. Es schien das Ende der Türkei, und die Freude der verfolgten Christen war groß. Die Stunde der endgültigen Befreiung vom türkischen Joch schien geschlagen zu haben. Feierliche Versprechungen der führenden Staatsmänner aller Länder lagen vor; die Befreiung Armeniens war als eines der alliierten Kriegsziele proklamiert worden.

Lärmender als die Armenier befundeten die Griechen ihren Jubel; griechische Kriegsschiffe lagen mit den anderen alliierten Kriegsschiffen im Bosporus und im Goldenen Horn vor Anker. Die griechische Flagge wehte neben den Fahnen der Alliierten auf dem Galata-Turm in Konstantinopel. Die plötzlich wieder auf-

erstandene griechische Presse verlangte nicht weniger als die Rückgabe der Hagia Sophia an den griechischen Kult, ja, die völlige Befreiung Konstantinopels von der Türkenherrschaft und Auslieferung der Stadt an die Griechen als die Nachfolger der alten Byzantiner. Besonders gefeiert wurde Präsident Wilson, dessen Bild in Konstantinopel in unzähligen Schaufenstern prangte und massenweise in Postkarten vertrieben wurde. Jetzt regten sich auch türkische Stimmen, die von den Massakern der Christen abrückten



Armenierin im Araberkleid,
mit ihrem Kind aus einem Araberdorf nach Aleppo
entronnen.

und sie öffentlich beurteilten — Stimmen, die vorher nicht hatten laut werden dürfen. Zuweilen sollten sie vielleicht auch gut Wetter schaffen bei den Alliierten, indem man die Schuld auf die großenteils flüchtigen Machthaber der Kriegszeit abschob.

Mancher Schuldige konnte freilich auch verhaftet und bestraft werden.

Ganze Züge mit deportierten Armeniern kamen von Syrien, Mesopotamien her und verbrachten die Vertriebenen wieder in ihre Heimat. Besonders waren die Alliierten auch darauf aus, die Rückgabe der armenischen oder sonstigen Christenfrauen und -kinder aus den mohammedanischen Häusern zu erzwingen. Wir wohnten selber in einem Hause in Haidar Pascha, in dem ein Stockwerk über uns ein türkischer Oberst wohnte, der eine Armenierin zur Ehe mit ihm gezwungen hatte. Er hing sehr an seiner Frau, aber es half ihm nichts: er mußte sie freigeben. Diese Maßnahme konnte aber nur in den Gebieten durchgeführt werden, die von den Alliierten besetzt waren. Zehntausende von armenischen Frauen und Kindern sind in den Händen der Türken, Kurden und Araber verblieben, ohne daß sie jemals wieder befreit werden konnten.

Gemäß den ihnen gemachten Versprechungen erwarteten die Armenier, daß ein unabhängiges Armenien aufgerichtet würde; man sprach von einem Gebiet, das vom Mittelmeer bis zum Schwarzen Meer reichen und eine Art Pufferstaat werden sollte zwischen den Türken und den mohammedanischen Stämmen des Ostens. Wie wenig blieb davon noch in dem Friedensvertrag von Sevres, in dem nur drei Provinzen des armenischen Gebietes innerhalb der Türkei den Armeniern zugesprochen wurden, und auch diese Bestimmungen sind nie ausgeführt worden. Alle Erwartungen und Hoffnungen waren trügerisch.

Kurz war auch die Freude der Armenier aus Cilicien, die wieder in ihre Heimat zurückkehrten, ihre zerstörten Häuser neu aufbauten und ihre Acker wieder bestellten; wir wissen heute, wie die Preisgabe Ciliciens durch die Alliierten die Armenier um den letzten Rest des Gebietes brachte, das eine nationale Heimstätte für die Armenier aus der Türkei hätte werden können.

Es ist erschütternd zu sehen, wie rasch das erleichterte Aufatmen der verdrängten Christen im Orient einer entsetzlichen Enttäuschung Platz machen mußte. Nein, es war nicht das Ende der Türkei, das nach dem Zusammenbruch im Herbst 1918 erfolgte, sondern es war das Ende Armeniens, speziell der armenischen Existenz in der Türkei, das bevorstand. Eine Katastrophe folgte nach der anderen: die Massaker von Marasch und Hatjin, die

joeben schon genannte Preisgabe Ciliciens und die Flucht der Christen aus diesem Lande, die Eroberung und der Brand von Smyrna samt den dort geschehenen blutigen Greueln, die Aufgabe Konstantinopels seitens der Alliierten und die Rückkehr der Türkenherrschaft auch dorthin, die fast völlige Vertreibung der in der Türkei noch zurückgebliebenen Armenier aus ihrer Heimat — das war statt eines freien und unabhängigen Armeniens das wirkliche Ergebnis.

10. Kapitel.

„Durch gute Gerüchte und böse Gerüchte.“

Das armenische Volk hatte nicht bloß Türken und Kurden zum Feinde, es hat auch Gegner in unseren Ländern. Die Armenier seien unsympathisch, moralisch minderwertige Leute, wird gesagt. Allerlei Schlagwörter zirkulieren und werden von Einem zum Andern getragen. Es ist zum Staunen, welcher herzlosem Urteilen man begegnet. Selbst wenn die Armenier alle Nachteile hätten, die man ihnen nachsagt, wäre noch die Frage, ob es menschlich, geschweige denn christlich ist, einem Volke gegenüber, das namenlose Leiden hinter sich hat, immer nur auf seine angeblichen oder wirklichen Fehler zu pochen.

Aber wir möchten den bekannnten abfälligen Urteilen Folgendes gegenüberhalten: 1. Die Armenier sind schon darum nicht immer die „durchtriebene[n] Händler“ und „Leberjuden“, als die sie bei Vielen gelten, weil 70 % des Volkes *Ackerbauer* sind. 2. Der Durchschnittseuropäer im Orient lernt vorwiegend den Armenier in Konstantinopel oder sonstigen Küstenstädten kennen. An diesen Plätzen drängen sich naturgemäß besonders die Händler an den Europäer heran. Den vornehmeren Armenier aber, den besseren Kaufmann, Arzt, Gelehrten usw. lernen die meisten Reisenden nicht kennen, nicht sein Familienleben, nicht seine Kultur! 3. Angeblich haßten die Türken den Armenier deshalb, weil er sie „aussaugt“. Aber wenn der eine träge ist, der andere fleißig, wird überall das Vermögen des bloß Genießenden kleiner und das des Arbeitenden größer werden. Man muß die Beschaulichkeit des Durchschnittstürken und andererseits die Streb- samkeit des Armeniers kennen gelernt haben, um das ganz zu verstehen. 4. Es ist zuzugaben, daß sich Armenier zuweilen nicht bloß als ungewöhnlich fähig und fleißig, sondern auch als schlau

und gerieben zeigten. Demgegenüber bedenke man zunächst das moralische Durchschnittsniveau des Orients, wo ein wenig Betrug mehr Zeichen bewundernswerter Klugheit als Unrecht ist. Wir müssen den Armenier von diesem Niveau aus beurteilen. — Wenn er wirklich, wie manche behaupten, gelegentlich über dieses Niveau hinausgeht, so entspricht das nur seiner größeren Intelligenz. Von zwei geriebenen Menschen wird der intelligentere ohne Zweifel auch der geriebenere sein! Es ist aber nach dem gleichen Gesetz festzustellen, daß der Armenier nicht nur im Bösen, sondern auch im Guten das Durchschnittsniveau zu über-



Armenische Frauen bei Handarbeiten.

steigen pflegt. „Ist es wahr, daß die Armenier oft so schlecht sind?“ wurde einst eine mir bekannte Missionarin gefragt. Sie gab die treffende Antwort: „Ihr wißt gar nicht, wie schlecht sie sein können, aber auch nicht, wie gut!“ — 5. Zum Verständnis des armenischen Charakters ist unbedingt auch die jahrhundertelange Unterdrückung zu beachten! Die einzige Waffe der Ohnmächtigen und Machtlosen gegenüber denen, die die Gewalt haben, ist schließlich List und Hintergehung. Das hat dem armenischen Wesen vielleicht gewisse Spuren aufgedrückt. Wahre und volle Sittlichkeit kann eben nur in der Freiheit gedeihen. Man gebe

diesem Volke Gelegenheit, sich in Freiheit zu entfalten, und man wird Gutes erleben!

Zu solcher Hoffnung berechtigt, was wir eben von den Fähigkeiten der Armenier sagten. Man konnte selbst mitten in den Verfolgungszeiten beobachten, welche erstaunliche Lebenskraft und Fähigkeit dieses Volk besitzt. Ueberraschend schnell hatten sich manche, kurz vorher noch elende, aus der Wüste entronnene Flüchtlinge wieder in die Höhe gearbeitet, sobald sie nur in halbwegs erträgliche Verhältnisse kamen. Man helfe diesem Volk aus seiner Not; wenn irgendwo, dann wird sich bei ihm eine Gilleleistung lohnen und verzinsen. Es zeigt sich bereits bei den landwirtschaftlichen Kolonien, die man in Syrien angelegt hat, die sich ausgezeichnet bewähren und von denen nur zu bedauern ist, daß sie aus Mangel an Mitteln nicht schneller und umfassender angelegt werden können.

Um nicht bloß unser eigenes Urteil wiederzugeben: Als wir in Syrien 1926 den französischen General B., damals Gouverneur im Bezirk Aleppo, fragten, ob er die Einwanderung der Armenier nach Frankreich für nützlich und im Interesse Frankreichs liegend erachte, war seine Antwort: „Warum denn nicht? Die Armenier sind von allen Völkern des Orients dasjenige, das uns am nächsten verwandt ist.“ Ähnlich günstig äußerte sich ein anderer französischer Gouverneur einer syrischen Provinz, der die Einwanderung armenischer Flüchtlinge in seinen Bezirk sehr wünschte als die eines tüchtigen, fleißigen, nüchternen und zu jeder Arbeit fähigen Elementes, dessen Kommen jener Gegend nur von Segen sein könne. So lauten die Urteile erfahrener Kenner über das armenische Volk.

Die Leser dieser Zeilen brauchten obige Ausführungen nicht, um gerecht über die Armenier zu denken. Sie wissen zu gut, wie Gott unter diesem Volke am Werke ist. Eine Nation, die soviel echte, im Feuer der Trübsal bewährte Christen hervorgebracht hat, wäre unserer Liebe und Hochachtung wert, auch wenn sich noch so unerfreuliche Elemente unter ihren Gliedern befänden. Aber es dürfte doch von Wert sein, die häufigen ungerechten Urteile einmal richtig gestellt zu haben.

11. Kapitel.

Und die Sache des Evangeliums?

Man kann die armenische Frage unter politischem Gesichtspunkte betrachten. Dann ist sie ein erschreckend deutliches Beispiel dafür, wie die Politik von kaltherziger nationaler Selbstsucht diktiert wird. Solange es zu den eigenen Interessen paßte, ist man für Armenien eingetreten. Sobald es für die eigenen



Straße mit Moschee.

In einem Mohammedanerviertel von Aleppo.

Interessen vorteilhafter wurde, sich mit den Verfolgern Armeniens zu verständigen, ließ man diese unglückliche Nation wieder im Stiche — trotz aller Versprechungen und Verträge, und trotz des proklamierten Rechtes der kleinen Nationen.

Man kann die armenische Frage unter philanthropischem Gesichtspunkte betrachten. Dann eröffnet sich der Nächstenliebe

ein unendliches Arbeitsgebiet. Wir hören von unsagbaren Leiden eines fast aufgeriebenen Volkes, von dem Glende heimatloser Flüchtlinge, von Zehntausenden armenischer Waisenkinder, zahllosen Witwen, Alten, Siechen, von Frauen und Mädchen, die noch in schimpflicher Sklaverei mohammedanischer Häuser und Harems schmachten, usw. — Es taucht die Frage auf, wie diesem unglücklichen Volke wieder aufzuhelfen sei, wie man ihm eine Heimat schaffen, seine Wunden heilen könne, wie seine Jugend heranzubilden sei und viele andere Probleme mehr.

Man kann die armenische Frage noch unter einem weiteren Gesichtspunkte betrachten: dem des Reiches Gottes. Was bedeutet diese Katastrophe eines christlichen Volkes im Orient für die Sache des Christentums dort, für den Bau des Reiches Gottes?

Zunächst sieht es freilich auch da trüb und entmutigend aus. Die Sache des Christentums erscheint in jeder Weise als schwer geschädigt: Die Zahl der Christen ist gewaltig verringert; in der asiatischen Türkei ist das Christentum so gut wie ausgerottet! — Die Ueberbliebenen leben als heimatlose Flüchtlinge in der Zerstreuung; niemand weiß, was aus ihnen werden soll. Auch ist ihr ganzes kirchliches Wesen und Leben, ihr christliches Schulwesen desorganisiert, ja zusammengebrochen. — Die Entwurzelung aus der Heimat, jahrelanges Hausen in der Wüste und auf den Straßen, der Mangel an geistlicher Versorgung — das alles hat naturgemäß geistliche und sittliche Schäden hervorgerufen. Dazu die in den Leiden liegenden Anfechtungen! Die Zahl der innerlich Gebrochenen, irre Gewordenen, Verzweifelten und gegen Gott wie Menschen Verbitterten ist Legion. Und das wäre der schwerste Schlag, den der Islam dem Christentum zugefügt hätte, wenn er nicht nur die Zahl seiner Befenner zahlenmäßig so furchtbar verringert hätte, sondern wenn obendrein die Ueberbliebenen über all den Leiden ihren Glauben verloren hätten. Das ist in der Tat größtenteils der Fall — aber eben nur größtenteils!

Es läßt sich auch vieles berichten, das Hoffnung gibt für die Sache des Evangeliums. Dieses hat sich in diesen Trübsalen erwiesen als eine „Gotteskraft“; es gehört zu den gewaltigsten Erlebnissen dessen, der hier berichten darf, daß er dies beobachten durfte.

Einige Beispiele, teils aus der Kriegszeit, teils aus der Zeit nach den eigentlichen Verfolgungen.

Zunächst denke ich hier an die lieben, schmergeprüften Frauen, die bei uns im Soldatenheim zu Aleppo arbeiteten; es waren tieffromme, betende Gotteskinder darunter. Gerne



Armenische Flüchtlingsfrau.

gaben wir ihnen auf ihre Bitte bestimmte Stunden der Woche frei, an denen sie Bibel- und Gebetstunden abhalten wollten. Wie war ihnen die heilige Schrift so teuer! Sie haben es wohl auch erfahren, was in Psalm 119, Vers 92, steht: „Wo dein Ge-

sch nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elende.“

Einmal lernten wir eine alte Frau kennen; sie stammte aus Gassan Behli, einem zerstörten Armenierdorfe im Amanusgebirge. Früher hatte sie ihrem Herrn auch als Bibelfrau gedient. Jetzt saß sie arm und elend in Aleppo. Söhne und Töchter, Enkel und Enkelinnen hatte sie alle verloren. Sie waren, wie üblich, teils umgekommen, teils umgebracht worden. So stand sie in ihrer Not und für ihre alten Tage nun ganz allein. Mußte nicht auch für sie die quälende Frage kommen, warum Gott sie so schwere, dunkle Wege führe? — Sie fand eine Antwort auf diese Frage! „Ich muß jetzt immer an die Geschichte von jenem Baum denken,“ sagte sie, „die ich einmal las. Der grünte und blühte; aber eines Tages kamen Männer, hieben seine Zweige ab, seine Nester, ja, zuletzt legten sie die Art an seine Wurzel und fällten ihn. Der Baum war tief betrübt und wußte nicht, warum ihm das alles widerfuhr. Die Männer aber nahmen seinen Stamm, höhlichten ihn aus, und siehe, er wurde dazu verwendet, das Wasser einer Quelle zu leiten, die neben dem Wege lief. So ward er ein Born, an dem Unzählige tranken und sich erquickten. — Mir geht es jetzt auch so,“ sagte die alte Frau. „Meine Zweige und Nester, Kinder und Kindeskinde, hat man mir genommen; man hat mich aus meiner Heimat fortgetrieben, mich entwurzelt; ich bin auch nur noch ein alter, hohler Stamm. Vielleicht aber, daß Gott auch für mich noch eine Verwendung hat, in der ich zum Segen für Andere werden kann.“ — Wahrhaftig, solchen Glauben und solche Treue wird Gott auch sicher nicht zu schanden werden lassen!

In Beirut, vor einer Bibelstunde armenischer Männer, spreche ich mit einem dieser Christen. Er stammte aus der türkischen Stadt S., in der noch lange Zeit nach dem Kriege ein Massaker stattgefunden hat. Unter anderen Untaten geschah auch dies, daß die Verfolger die Kinder eines armenischen Waisenhauses raubten, sie auf die Burg der Stadt brachten und sich damit vergnügten, eines nach dem andern in ein riesiges Feuer zu schleudern. In jenen Schreckenstagen fand dem Manne seine Frau und seine 7 Kinder mit einem Schlage umgebracht worden. Ich gestehe, daß ich in großer innerer Not war: was für Worte der Teilnahme und des Trostes soll man finden solchem ungeheuren

Leide gegenüber?? Aber er brauchte nicht erst getröstet zu werden; er gehörte zu den Säulen jener kleinen Schar, die zusammenkam, um im Worte Gottes Trost und Kraft zu schöpfen, und er sprach es selber aus, wie sein Glaube ihm immer wieder geholfen habe, sein Leid zu tragen.

In Damaskus war es, daß eine junge Frau erzählte, wie sie erst ihren Gatten, dann ihre Kinder verlor bis auf ein vierjähriges Kindchen. Mit diesem gelangt sie nach Damaskus, aber auch dort noch ist es ihr in den Armen regelrecht verhungert. (Brot und alles gab es genug in der großen Stadt, aber niemand



Witwe vor ihrer Hütte im Flüchtlingslager zu Aleppo.

gab es ihnen.) Nun steht sie vor der kleinen Leiche, andere sammeln sich um sie und beklagen sie. „Da aber,“ so erzählte sie, „gab mir der Herr eine solche Kraft, daß ich mit aller Freude ein Zeugnis für ihn ablegen konnte: Dennoch bleib' ich stets an Dir..., Herr, wenn ich nur Dich habe...“ Ihr Glaube machte einen solchen Eindruck auf die anderen, daß eine richtige kleine Erweckung unter ihnen entstand.

Dies sind beliebig herausgegriffene Beispiele von der Glaubenskraft, die sich bei diesen schmergeprüften Menschen findet. Viele weitere ließen sich noch anführen. Denn es handelt sich nicht nur um Einzelne, sondern um ganze Kreise unter den

armenischen Christen, bei denen man ein überaus starkes und tiefes geistliches Leben trifft. Ihr Glaube hat die schwerste Probe, die Leidensprobe, bestanden; sie sind geläutert im Feuer der Trübsal. Ihre Zahl mag äußerlich zusammengeschmolzen sein, aber sie haben eine doppelte Kraft. Gott hat seine Sache nicht untergehen lassen, sondern sich solche erhalten, die in unerschütterlichem Glauben stehen. Sie haben selber Frieden und werden nun auch anderen zum Segen. Wir haben in diesen Leuten diejenigen, welche die Träger der Sache Jesu im Orient werden dürften in einer Weise, wie sonst niemand. Und dies nicht allein ihren Volksgenossen gegenüber, sondern auch im Hinblick auf ihre Feinde und Verfolger!

12. Kapitel.

Liebet eure Feinde.

Hier zeigt sich wohl die Größe und die Kraft christlichen Glaubens am klarsten, am erhabensten! Gewiß, bei den durchschnittlichen Armeniern stößt man immer wieder auf einen erbitterten Haß gegen die Feinde, die ihnen so Unsagbares angetan haben. Sie können nicht anders. Aber wir begegnen auch solchen, die nicht im Haß endigen, sondern ihren Feinden in vergebender Verjöhnlichkeit gegenüberstehen. Jesu Geist ist in einem solchen Maße in ihnen zum Siege gekommen, daß sie sogar ihren Feinden das Beste wünschen, das sie kennen: das Heil in Christus! Viele sind bereit, es ihnen persönlich zu bringen; sie brennen darauf, sie tun es schon! Darüber besonders einige Beispiele: Ein armenischer Prediger, der so viel gelitten hatte, daß er zeitweise den Verstand deshalb verlor, äußerte hernach: Er habe jetzt nur noch einen Wunsch, und sein Leben würde ihm fortan als nutzlos erscheinen, wenn Gott ihm diesen Wunsch versagte: daß er selber noch hingehen dürfe, den Türken das Evangelium zu bringen.

„Wenn ich dies alles schreibe,“ heißt es in dem Briefe eines armenischen Christen aus der Zeit nach dem Kriege, „tue ich es nicht aus Rachegeist gegen die Türken, die uns all dies Böse getan haben; ich will Ihnen nur den armseligen Zustand der Armenier hier schildern. Ich liebe die Türken und möchte, daß sie alle den Heiland kennen lernen. Ich arbeite auch unter ihnen,

wenn sich Gelegenheit bietet, damit manche sich zum Herrn bekehren.“

In welcher selbstverleugnender und zugleich origineller Weise er das tut, zeige ein Beispiel. Er befindet sich einst zu Aleppo im Bade und sieht zwei Türken, die auf den Badewärter warten, der sie, wie dort üblich, reiben, seifen, waschen usw. soll. Schon ergreift unser armenischer Freund das nötige Gerät und fängt an, sie zu bedienen. „Warum machst du das? Bist du Badewärter? Willst du Geld verdienen?“ fragen die erstaunten Türken. „Ich bin nicht Badewärter und will keine Bezahlung von euch; ich tue es, um euch eine Freude und einen Liebesdienst zu erweisen. Und wißt ihr, von wem ich das gelernt habe? Das habe ich von unserm Herrn Jesus gelernt!“ — Und während er sie so bearbeitet, wäscht und seift, erzählt er ihnen von Jesus!

„Zum zweiten Male schickt mich Gott jetzt unter die Araber,“ sagte uns ein vertriebener armenischer Lehrer. „Ich weiß auch, warum er es tut: weil er uns die Aufgabe stellt, diesen Mohammedanern das Evangelium zu bringen. Und nun lerne ich arabisch aus allen Kräften, um bereit zu sein, sobald Gott mich brauchen will.“

Oder es darf von jungen Armenierinnen in einer höheren amerikanischen Missionschule berichtet werden, die auch unter dem Einfluß des Evangeliums dahin gelangt waren, ihren Feinden zu vergeben. Eine von ihnen äußerte: Gott möge sie doch ja nicht früher sterben lassen, als bis es ihr vergönnt gewesen sei, wenigstens zehn mohammedanische Seelen zu Jesu zu führen.

In Aleppo war ein türkischer Offizier, der eine Armenierin geheiratet hatte. Sie hatte ihm wohl folgen müssen. Immerhin war er gut zu ihr; ja, es kam dahin, daß er sich unter ihrem Einfluß dem christlichen Glauben näherte. Er konnte nicht genug von Jesus hören; er wollte nicht mehr zu Bett gehen, ohne daß sie ein geistliches Lied gesungen hatte; schließlich pflegten sie sogar gemeinsam die Kniee zu beugen und zu Jesus zu beten. Sie war, so versicherte man mir, eine ganz einfache Frau, die kaum lesen und schreiben konnte. Aber sie war ein echtes Gotteskind, und so ward sie ihrem türkischen Gatten eine Wegweiserin zum Heil. — Als die Sterbenden und siehe, wir leben! — Menschen, die menschlich betrachtet hätten unterliegen mögen, bleiben fest, ja,

werden Eroberer für ihres Meisters Sache! Und so erfüllt sich auch noch das weitere Wort: „Ich werde nicht sterben, sondern leben, und des Herrn Werke verkündigen!“ —

13. Kapitel.

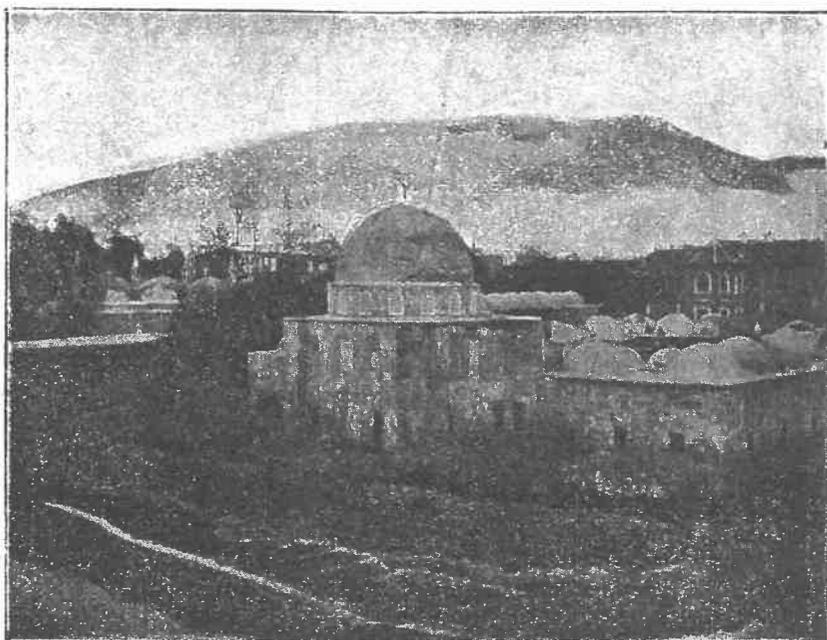
Ein gut Bekenntnis vor vielen Zeugen.

Ein armenisch-protestantischer Pfarrer W. T. ist es, der „bekannt hat ein gut Bekenntnis vor vielen Zeugen“ (1. Tim. 6, 12) und von dem wir erzählen wollen. — Gelegentlich eines Gottesdienstes, den ich 1918 in der hübschen Kapelle der englischen Judenmission in Damaskus hielt, machte ich die Bekanntschaft eines Norwegers, Herrn B., der sich im heiligen Land aufhielt und dort als Freund Israels tätig war. Unsere Bekanntschaft vertiefte sich noch, als wir uns einmal bei dem lieben, ehrwürdigen Judenmissionar Hanauer zusammensanden. Dabei kamen wir auf die Armenierfrage zu sprechen und er erzählte mir von W. T. Was ich hörte, reizte mich, diesen Mann kennen zu lernen, was Herr B. gern vermittelte. Durch die verschlungenen Gassen des Christenviertels von Damaskus führte er mich zu der Wohnung des verbannten Predigers. Es war ein stilvolles arabisches Haus, in dem er bei einer christlichen Familie Unterkunft gefunden hatte. Gerade war er ausgegangen, sollte aber bald zurückkehren. Wir ließen uns in der großen offenen Halle nieder; vor uns der grünbelaubte Hof mit dem üblichen Springbrunnen. Kaum hatte man uns den Begrüßungskaffee kredenzt, erschien auch schon unser Freund, ein noch jugendlicher Mann mit lebhaftem und sympathischem Wesen.

Rasch waren wir mitten im Gespräch. Er erzählte von der harten Bedrängung schon zu Hause in Caesarea, wie er sich durch Uebertritt zum Islam retten sollte, es aber ablehnte; es war ein langwieriges und aufreibendes Hin und Her gewesen von Verhaftung und Freilassung, von Verurteilung und Rettung. Zwölfmal sei er dem Tode entronnen. Schließlich wurde er zur Deportation nach Mossul verurteilt. Das war nun doch der Tod, das wußte er genau! Da sandte ihm Gott Hilfe in den Weg. Der deutsche General Kreß von Kressenstein kam mit dem türkischen Minister und Oberkommandierenden Djemal Pascha dort vor-

bei. W. L. wandte sich an General von Aref, schilderte seine Lage und bat um seine Fürsprache bei Djemal Pascha. Sie erfolgte und wirkte. Der Deportierte wurde auf der Stelle begnadigt und erhielt die Erlaubnis, sich nach Aleppo zu begeben.

Später wurde er nach Damaskus gewiesen. Dort wußte er sich bald Arbeit zu schaffen; er sammelte die nach dieser Stadt verschlagenen protestantischen Armenier zu einer kleinen, aber lebendigen Gemeinde. Ihre Gottesdienste und Zusammenkünfte



Damaskus.

mußten freilich vor den Späheraugen der türkischen Polizei ängstlich gehütet werden. Hierzu erfand man einen Weg, der von erfreulicher und rührender christlicher Einmütigkeit zeugt. Es gab in Damaskus auch eine kleine protestantisch-syrische Gemeinde, die Gottesdienste abhalten durfte. Mit ihr vereinbarte man sich in folgender Weise: Erst hielten die Syrer ihre Feier, dann die Armenier ihren Gottesdienst. Und damit es ja in keiner Weise als zwei verschiedene Gottesdienste erschien, kamen die Armenier gleich mit zum syrischen und die Syrer hielten treu-

lich nach Schluß ihrer Feier noch eine Stunde lang aus, bis der armenische Gottesdienst auch zu Ende war. Dabei konnten weder die Syrer etwas von der fremden Sprache der armenischen Predigt verstehen, noch die Armenier die syrisch-arabische! — Wahrlich, ein erquickendes Zeichen echter christlicher Glaubensgemeinschaft und Brüderlichkeit! Es hatte auch in der Tat den Erfolg, daß der zwar etwas lange Gottesdienst nach außen doch bloß als syrischer erschien und darum unbehelligt blieb. —

Endlich aber kamen wir auf W. L.'s neuestes Erlebnis zu sprechen, wovon seine Seele noch besonders voll war. Er hatte auf die türkische Stappentkommendantur gemußt; es galt, seine Aufenthaltserlaubnis vorzulegen und vor allem seine Befreiung vom Militärdienst verlängern zu lassen. Das war immer ein gefährlicher Gang. Wer konnte wissen, was für neue, schärfere Befehle vorlagen, oder ob sich die Instanzen dort um den alten Befehl kümmerten? Wer wußte, ob er sich nicht mit seiner Meldung gerade einer neuen Verfolgung auslieferte? Immerhin, er ging. Und siehe, er ward auch gleich von dem türkischen Major, bei dem er sich meldete, zur Rede gestellt, aber doch in anderer Weise, als zu erwarten war. „So, Sie sind Armenier und protestantischer Pfarrer?“ sagte der betreffende Offizier, und nun begann er, ihn zu befragen. Er solle auseinandersetzen, welches da eigentlich sein Glaube und Standpunkt sei! Er, der türkische Major, interessierte sich für das Christentum. — Wie denke dieses zum Beispiel über die Unsterblichkeit? Könne man wirklich an ein Jenseits und eine Auferstehung glauben? In der ganzen Natur sei es doch anders: das Gras blühe, verdorre und vergehe; das Vieh lebe, sterbe und verwese; müssen wir nicht annehmen, daß es dem Menschen genau so gehe? — Gern gehe er auf sein Beispiel ein, meinte L. Gewiß, das Gras und das Vieh scheine zu vergehen und zu verwesen. In Wahrheit sei es kein gänzlich Vergehen, sondern der Tod bedeute eine Auflösung aller Dinge in ihre ursprünglichen Elemente! So sei es auch beim Menschen! Der Leib kehrt dahin, wohin er gehört: Erde zur Erde. Aber der Geist kehrt dahin, von wo er stammt: zum Geiste Gottes.

Dem Offizier erschien dies einleuchtend; er fragte weiter, ob es wohl eine Hölle gäbe? — Ohne Frage, erwiderte L. Wir Menschen sind verantwortlich für unser Tun. Beweis dafür ist

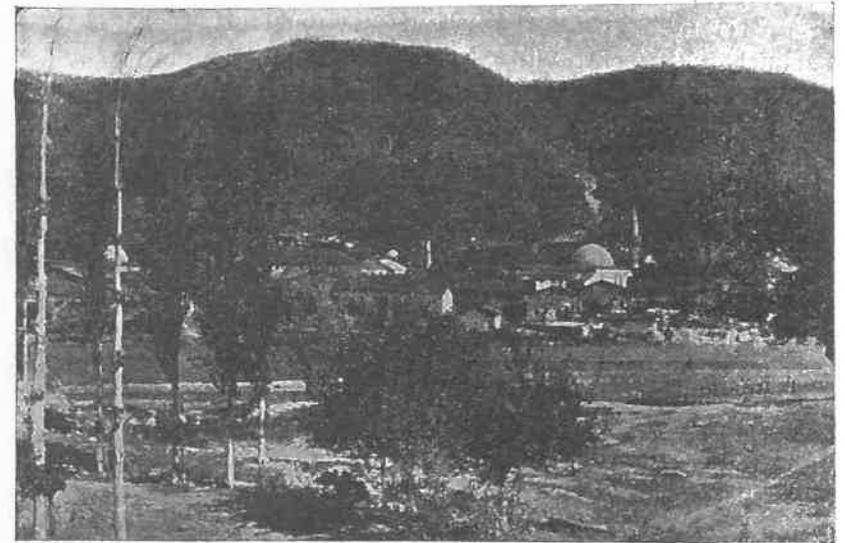
die Zufriedenheit oder auch die Geschlagenheit und Qual unseres Gewissens, je nachdem wir etwas Gutes oder Böses getan haben. Da wir verantwortlich sind, wird uns Gott auch zur Rechenschaft ziehen und unsere Seele muß büßen für das Böse.

Auch dies gab der Frager zu; er sei ganz blaß geworden, erzählte L. — Immer mehr näherte sich nun das Gespräch kritischen Punkten. Auch wurde die Situation dadurch immer eigenartiger, daß nicht nur die im Saale befindlichen Offiziere zuhörten, sondern daß sich schließlich auch aus anderen Geschäftszimmern welche herzudrängten, um dem auffallenden Gespräch beizuwohnen. Der Saal war ziemlich groß; es seien schließlich an 50 Offiziere darin versammelt gewesen. — Ob es auch heute noch Menschen gebe, fragte der Major weiter, durch die Gott spricht? Sicherlich! war die Antwort. Denn es gibt Menschen, die in innigster Gemeinschaft des Geistes mit Gott leben, und solchen offenbart Gott auch heute noch Seinen Willen und Sein Wesen, damit sie es anderen kundtun.

Nun aber kam die Frage: Ob L. Mohammed als Propheten anerkenne, und zwar als den größten Propheten? — Hierbei machte der türkische Major zu den anderen Zuhörern die Bemerkung: Er ist Armenier, ist Christ, ist Prediger. Wir wollen ihn ruhig seinen Standpunkt aussprechen lassen! Ich bin Mohammedaner und will auch Freiheit haben für meinen Standpunkt. Niemand dürfe diesem Armenier für das, was er etwa äußern würde, ein Haar krümmen! — Welches war nun dessen Antwort?

Ein Prophet, führte er aus, sei also ein Mensch, der Gottes Wort hat und es verkündet. Es gäbe nun höhere und niedere Propheten; das könne man an dem beurteilen, was sie verkündigen. Wie stehe es nun mit Mohammed? Was dieser verkündigt, stehe im Koran. Sie müßten sich also erst einmal über den Koran unterhalten. Hier freilich müsse er zunächst darauf aufmerksam machen, daß Mohammed den Koran gar nicht selber geschrieben habe; es stehe fest, daß er weder schreiben noch lesen konnte. Seine Anhänger, Abu Bekr, Osma und Ali hätten das Buch niedergeschrieben. — Die Behauptungen unseres Pastors erregten bei seinen Zuhörern große Verwunderung und Widerspruch. Ein anwesender Offizier aber bestätigte es; auch er habe das schon gehört, daß Mohammed den Koran nicht selber ge-

schrieben habe. Der Major versuchte seinerseits die Bedeutung und Einzigartigkeit des Koran nachzuweisen, daß er in derselben Sprache überall verbreitet sei, die Bibel aber nicht. — Das sei nicht zutreffend, erwiderte L., die Bibel sei weit verbreiteter als der Koran. Und daß dieser überall nur in arabischer Sprache existiere, sei höchstens ein Nachteil. Die Bibel sei in etwa 450 Sprachen übersetzt; jeder könne sie in seiner eigenen Sprache lesen. Das könne sie sich deshalb leisten, weil sie als göttliche Wahrheit keinerlei Angriffe zu scheuen brauche. Auch helfe bei



Antiochien in Syrien

wo zuerst der Name Christen gebraucht wurde. (Ap. Gesch. 11,26).

der Uebersetzung Gott zur Nichtigkeit durch seinen heiligen Geist.

Dann aber wandte sich das Gespräch wieder der Person Mohammeds zu und ward deshalb immer bedeutamer und bewegter, weil nun auch das Verhältnis Mohammeds zu der Person Jesu zur Erörterung gestellt wurde. — Es ständen sich also gegenüber, erklärte unser Freund, Mohammed und der Koran (denn natürlich gehe dieser auf den Propheten zurück, wenn er auch nicht von ihm niedergeschrieben sei), andererseits Jesus und die Bibel (die Jesu und seiner Apostel Lehre enthalte). Nun sei

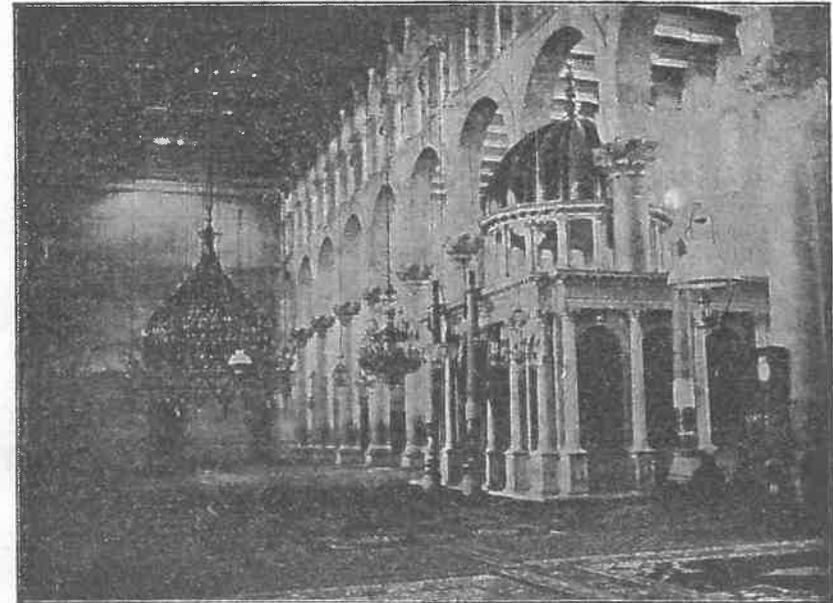
Mohammed zwar später aufgetreten als Jesus und seine Anhänger hielten ihn deshalb für die letzte und höchste Offenbarung Gottes. Aber dann müsse er doch Höheres bringen als Jesus, und der Koran müsse doch Höheres lehren als die Bibel. Das sei jedoch keineswegs der Fall. Die Herren Zuhörer möchten sich doch einmal bemühen, die Bibel und den Koran zu vergleichen. Dann würden sie erkennen: Was der Koran Gutes hat, das hat er dem Alten oder dem Neuen Testament entnommen. Nirgends bringe er etwas Gutes, das neu wäre, geschweige denn, daß er irgendwo Höheres brächte!

Oder man möchte ihm erlauben, einmal den Charakter Mohammeds mit dem Jesu zu vergleichen: Jesus war arm und ehelos; Mohammed suchte Macht und Reichtum und führte ein üppiges Leben mit vielen Frauen! Jesus starb für die Menschen! Mohammed tötete und ließ töten! — Ja, es ließe sich noch mehr sagen und er möchte den Koran und Islam selber sprechen lassen: Mohammed liegt im Grabe; man zeigt sein Grab. Jesus aber ist auch nach mohammedanischer Lehre von den Toten auferstanden. Von Mohammed wisse und lehre man nichts, was über seinen Tod hinausgeht. Von Christus aber lehren und glauben die Mohammedaner selber, daß er einst zum Gericht wiederkommen werde. Gebe es nicht sogar an der besonders heiligen Omajadenmoschee gerade in Damaskus einen Turm, welcher das „Minaret Jesu“ genannt wird und erzählen nicht die Moslem, Jesus werde bei seiner Wiederkunft sich vom Himmel herab auf dieses Minaret niederlassen und von da aus die Erde besteigen? — So lehre also im letzten Grunde der Islam selber Höheres von Jesus als von Mohammed und beweise damit seine Ueberlegenheit über den Propheten.

Man kann sich denken, welche Unruhe und Erregung diese kühnen Worte, aber auch geschickten Gedanken unter den mohammedanischen Zuhörern hervorriefen. Der Major aber forschte immer noch weiter: Er habe noch eine Frage, die er beantwortet haben müsse: Die Christen lehrten die Gottheit Christi. Was berechtigt sie dazu? Alle Menschen, erwiderte der Gefragte, sind Sünder. Selbst die Frommen des Alten Testaments sündigten. Einer allein tat es nicht: Jesus. Er blieb ohne Sünde, ein Beweis, daß er kein gewöhnlicher Mensch war! Dasselbe beweisen

die gewaltigen Wunder, die er vollbracht hat. Die Natur war ihm untertan. Sogar die Geister, die unsauberen, mußten ihm gehorchen. Endlich hat er auch den Tod gemeistert, hat aufgeweckt und ist auferstanden. Das alles wäre nicht möglich gewesen, wäre nicht Gott in ihm gewesen; das alles beweist seine Gottheit.

Unser türkischer Major war tief nachdenklich geworden. Das Alles — sagte er — habe er noch nie so gehört; er habe jetzt einen ganz anderen Eindruck vom Christentum bekommen. Und



Inneres der Omajadenmoschee in Damaskus.

auf einmal wandte er sich lebhaft zu W. L. und meinte: Nun sage mir noch, glaubst du denn das alles auch wirklich selber? Glaubst du wirklich selber an Jesus Christus? — O, rief jener aus, siehst du denn das nicht? Da stehe ich, der Armenier, der Verfolgte und Geächtete, vor euch, den Türken! Ich unbewaffnet, ihr bewaffnet; ich allein und ohnmächtig, ihr in großer Zahl und so mächtig! Wie könnte ich wagen, euren Glauben anzugreifen und zu widerlegen, wenn ich nicht ganz überzeugt wäre von der Wahrheit dessen, was ich vertrete, und wenn ich nicht wüßte, daß Jesus Christus mächtiger ist, als ihr es seid?? —

Groß war der Eindruck dieser Worte. „Wenn ich nicht Moslem wäre oder meinen Glauben ändern wollte, würde ich auch Protestant werden wie du,“ äußerte der Major, dankte ihm sehr für alles, was er gesagt hatte und entließ ihn freundlich. Als L. ein andres Mal wieder hin mußte, empfing er ihn gleich mit dem freundigen Ruf: „Ach, da kommt ja unser protestantischer Prediger!“ Auch lud er ihn dringend ein, ihn in seinem Hause zu besuchen, um die Gespräche fortzusetzen.

Uns aber kam es damals so recht zum Bewußtsein: eine aeterna gens, diese Armenier, ein Geschlecht, das nicht unterzuziehen ist, weder äußerlich noch innerlich. Und zum ersten Male dachte ich dort im Hinblick auf diese armenischen Christen an das Wort: Als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet; als die Sterbenden, und siehe, wir leben!

Aber auch von der Gattin unseres Freundes L. sei erzählt, die seiner würdig war. Sie lebte weiter in Caesarea, in Sorge und Kummer um den vertriebenen Gatten, auch sonst von Mißgeschick heimge sucht. So hatte zum Beispiel eines ihrer Kinder das Bein gebrochen und wurde von einem türkischen Arzt behandelt. Der sah ihre Geduld, ihr Gottvertrauen und wunderte sich darüber. Sie kamen in religiöse Gespräche, die sich bei jedem seiner Besuche fortsetzten. Es war von tiefem Eindruck auf den offenbar ernstesten und suchenden Mohammedaner. Und das Ergebnis? Er schrieb schließlich selber an den Pastor L.: „Wenn du einmal wieder zurückkommst, wirst du einen türkischen Arzt vorfinden, der überzeugter Christ geworden ist.“ Die Frau aber schrieb dazu an ihren fernen Gatten: „Wenn die Leiden des armenischen Volkes dazu dienen sollen, uns zu Boten Gottes an den Mohammedanern zuzubereiten, dann können wir nur bitten: Herr, schicke uns noch mehr Trübsal, damit wir ganz zubereitet werden.“

Möchte uns solch ein Standpunkt nicht fast übermenschlich erscheinen? Jedenfalls möchten wir die Hände falten und Dem danken, der solche Wunder an Menschenherzen verrichten kann! Und der solche Lichtblicke gibt in dem schmerzlichen Dunkel der Armenierfrage. „Ja, wenn das die Antwort wäre auf das Rätsel unserer Leiden,“ äußerten einmal armenische Christen, als wir über das vorige sprachen, „daß Gott unser Volk in besonde-

rem Maße für seine Botschaft an die Mohammedaner brauchen will, das wäre eine herrliche Lösung; dem zuliebe wollten wir gerne alles erlitten haben.“

Wir unsererseits aber sprechen es nochmals aus, welche Erquickung es ist, solche Glaubenskraft und solchen geradezu apostolischen Bekennermut wahrzunehmen. Und das in diesem armen, zerschlagenen Volke! Wahrlich, als die Sterbenden, und siehe, wir leben! — Es mag uns aber dies obige Gespräch auch ein verfühlicher Ausklang sein im Hinblick auf die Türken. Wir hoffen ja auch ohnedies, unsere Leser werden sich durch ihr Entsetzen über die Leiden der Armenier nicht zu falscher Verallgemeinerung und Verurteilung aller Türken verleiten lassen. Sie sind keineswegs alle oder auch nur in der Mehrzahl schuldig oder beteiligt an den armenischen Massakern. Und auch da, wo die Bevölkerung gegen die Armenier vorging, müssen wir der grausamen Gewöhnung des Orient und der Verblendung durch nationalen und religiösen Fanatismus manches zugutehalten. Es darf uns nicht daran irre machen, daß der Charakter des schlichten türkischen Volkes im Durchschnitt sympathisch, bieder und treuherzig ist.

Unsere Berichte haben keinen anderen Zweck als den, Verständnis, Liebe und Achtung für ein unglückliches Volk zu wecken. Zugleich mögen sie von dem zeugen, was Gott unter diesem Volke getan hat und wie Er auch da am Werke ist und Sein Reich baut, wo wir bloß Zerstörung und Vernichtung zu sehen meinten.

Anhang.

Historischer Ueberblick über die armenischen Leiden.

Das furchtbare Schicksal eines christlichen Volkes.

1. Die Massakers der armenischen Christen von 1895—96 fordern etwa 100 000 Opfer. Durch andere Verfolgungen in kleinerem Maße, speziell die Mezeleien in Cilicien 1909, werden weitere Tausende getötet.

2. Die Deportationen der Armenier durch die Türken 1915—16 kosten ungezählten Vertriebenen das Leben; oben-
drein arten diese Verschickungen in regelrechte Massenmassakers aus. Die Armenier werden zu Hunderten, Tausenden, oft Zehntausenden erschossen, abgeschlachtet, ertränkt, in Häuser gepfercht und verbrannt, oder systematisch dem Hungertod in der Wüste preisgegeben. Über eine Million Opfer.

3. In den Jahren 1918—20 Zusammenbruch der Türkei und scheinbares Ende der Not. Die Vertriebenen kehren teilweise in ihre Heimat zurück, soweit diese von alliierten Truppen besetzt ist, aber auch da schon gelegentliche Übergriffe türkischer Banden, kleinere und größere Massakers, so 1920 etwa 10 000 Opfer in Marasch.

4. Neue Katastrophe: Cilicien wird 1921 von den alliierten Truppen geräumt und den aufständischen Türken überlassen. Wilde Flucht der eben erst wieder sesshaft gewordenen christlichen Bevölkerung vor den einrückenden Verfolgern. Endgültiger Verlust der Heimat. Großes Flüchtlingselend in Syrien.

5. Die nach Smyrna geflüchteten Armenier werden September 1922 infolge der Eroberung dieser Stadt durch die Türken von einem neuen Schlage getroffen und flüchten, soweit sie ihr Leben retten, nach Griechenland und dem Balkan.

Ebenso müssen die Armenier in Konstantinopel und Umgebung infolge Räumung der Gegend durch die Alliierten die Flucht ergreifen. — Tausende von armenischen Flüchtlingen kommen auch nach Frankreich.

6. Die letzten Überbleibsel der armenischen Christen in der Türkei werden aus ihrer Heimat ausgewiesen und kommen zu-
meist nach Syrien. Das Christentum ist damit in der asiatischen Türkei fast völlig ausgerottet; eine Tatsache von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Resultat: Ein gehehtes, schier aufgeriebenes, heimatloses Volk, aus unzähligen Wunden blutend, wartet auf Hilfe.

Die Arbeit der Action Chrétienne en Orient.

(Stand am 1. Februar 1929.)

Syrien (Aleppo).

Unterstützungsarbeit, Kinderhilfe: Schw. Hedwig Büll.
Ärztliche Arbeit: Hospital Bethesda: Dr. med. A. Monnier; Frau Dr. Monnier (Operationsaal); Schw. Marie Stehger, leitende Schwester; armenische Krankenschwestern: Güliza, Saruhi, Marie; Dolmetscher und Krankenträger: Sarkis.

Schularbeit: Leitung der armenisch-protestantischen Mädchenschule in Aleppo (Stadt): Schw. Hedwig Büll. In der armenisch-protestantischen Schule im Flüchtlingslager: Beihilfe zum Gehalt des Leiters Lehrer Haidostian; Methodikstunden durch Schw. H. Büll für die dortigen Lehrerinnen.

Industriearbeit: Weberei „Elim“; Leiter Harutiun Ramburian. — Vertrieb armenischer Handarbeiten nach Frankreich, Holland und der Schweiz: Schw. H. Büll mit zwei armenischen Gehilfinnen.

Evangelifationsarbeit:

In Aleppo: Schw. Hedwig Büll; Nuriza Levoniana, armenische Evangelistin.

Im syrisch-türkischen Grenzgebiet (nördlich Aleppo): Armenag Topdjian („Bruder Armo“), armenischer Evangelist. (Beihilfe zu seinem Unterhalt.)

Frankreich.

Marseille: Prediger J. Ghazarossian; Evangelist-Rolporteur Gülschan Badakian.*)

Rhon: Prediger J. Barsumian; Evangelist Nighogossian.*)

Valence: Evangelist V. Sahagian.*)

Pont-d'Aubenaz: Evangelist Papazian.*)

St. Chamond: Evangelistin Anna Schalemian.

*) In Anlehnung an die A. C. O. arbeitend, doch von der Société Evangélique de Genève besoldet.

Paris: Prediger Ghazarossian; Frä. Christine Wiedeman, Evangelistin.

Herr Prediger Ghazarossian, der in Marseille noch immer nicht ersetzt werden konnte, bedient vorläufig, unterstützt durch seine Mitarbeiter, abwechselnd sowohl Paris wie Marseille.

In Ausbildung begriffen:

J. Aprahamian, N. Katschadourian, S. Bafalian, Calvin Barsumian (Bibelschule Emmaus, Vennes s. Lausanne);

Zakaria Boudakian (Institut Biblique, Nogent-sur-Marne).

Heimatliche Verwaltung:

Grassenstaden: Pfr. Dr. P. Berron, Direktor; H. Lienhard, Missionssekretär; M. Trautmann, Sekretärin. — Herr J. Christen (Mitglied des Komitees), Hauptvertrieb der armenischen Handarbeiten in Frankreich. — Die Arbeit der Herren Berron und Christen geschieht ehrenamtlich und ohne Vergütung.

Utrecht: Frä. Cato de Witte, Missionssekretärin für Holland (Vortragsarbeit, Handarbeitenvertrieb, Herausgabe der holländischen Ausgabe von „Morgenland“). „Morgenland“ bezw. „Le Levant“ erscheinen einschließlich der holländischen Ausgabe in ca. 15.000 Exemplaren; das armenische Monatsblatt „Panper“ in 2.000 Exemplaren. — Die laufenden Ausgaben des Werkes betragen etwa 40.000 Fr. monatlich.

Die
Action Chrétienne en Orient

(Geschäftsstelle: Graffenstaden bei Straßburg)

hat ihr Arbeitsfeld in **Syrien** (Aleppo); auch arbeitet sie unter den armenischen Flüchtlingen in **Frankreich**.

Ihre Ziele sind: Äußere und innerliche Hilfeleistung für die bedrängten armenischen und anderen Christen des Orient; Ausbreitung des Evangeliums unter den Mohammedanern.

Nähere Mitteilungen bringt „**Morgenland**“, das Missionsblatt der A. C. O., zu bestellen beim Direktor der Mission. Das Blatt erscheint auch in französischer Sprache als „**Le Levant**“.

Gaben für das Werk sind zu senden an das Postscheckkonto der Action Chrétienne en Orient, (chèque postal 135.36 Strasbourg) oder an den Direktor des Werkes, Pfarrer Dr. **Paul Berron**, **Graffenstaden** bei Straßburg, Elsaß.